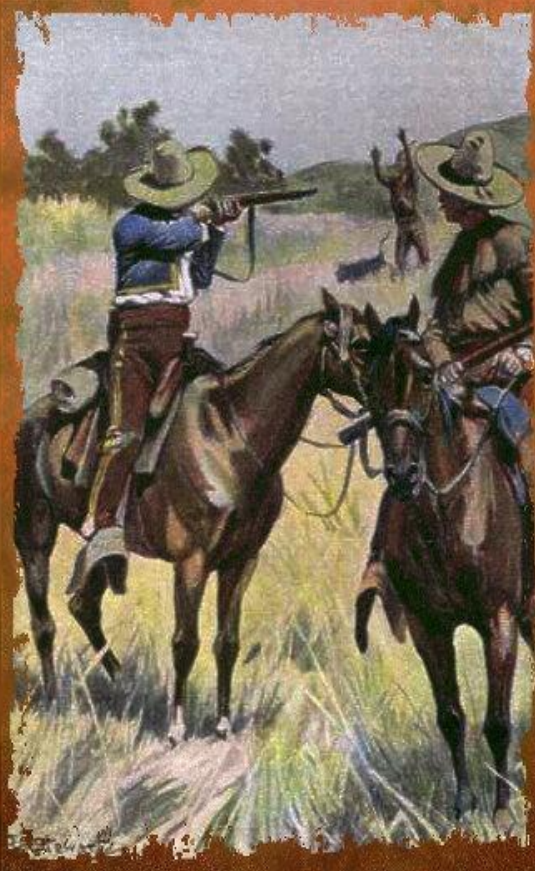


Thomas Mayne Reid

# DIE SKALPJÄGER



Zweiter Teil



Thomas Mayne Reid

**Die Skalpjäger**

Zweiter Teil

Grimma und Leipzig, Druck und Verlag  
des Verlags-Comptoirs, 1852

Cover © 2017 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## **Inhalt**

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	14
Drittes Kapitel	23
Viertes Kapitel	35
Fünftes Kapitel	48
Sechstes Kapitel	55
Siebentes Kapitel	63
Achtes Kapitel	70
Neuntes Kapitel	77
Zehntes Kapitel	91
Elftes Kapitel	103
Zwölftes Kapitel	108
Dreizehntes Kapitel	118
Vierzehntes Kapitel	132



## Erstes Kapitel

### Am Rio del Norte hinauf

Ich will Euch nicht mit der Erzählung der Trennungsszene bekümmern. Wir waren im Sattel, ehe die Sterne verblichen und eilten auf dem sandigen Weg dahin.

In geringer Entfernung von dem Haus bog der Pfad in einen dichten, dunklen Wald ein. Hier ließ ich mein Pferd halten und meine Begleiter weiter ziehen, während ich mich in meinem Steigbügel erhob und zurückschaute. Mein Auge schweifte über die alten grauen Mauern und suchte die Azotea. An dem äußeren Rand der Brustwehr zeichnete sich der Gegenstand, nach welchem ich schaute, gegen das bleiche Licht des Morgens ab. Ich konnte die Züge nicht unterscheiden, aber ich erkannte leicht die ovalen Kurven der Gestalt, welche sich wie ein dunkles Medaillon gegen den Himmel abschnitt.

Sie stand bei einer von den Yucapalmen welche auf der Azotea wuchsen. Ihre Hand ruhte auf ihrem Stamm, sie beugte sich vorwärts und blickte scharf in die Dunkelheit unter ihr hinaus. Vielleicht sah sie das Schwenken eines Taschentuchs, vielleicht hörte sie ihren Namen und wiederholte das Scheidegebet, welches ihr auf dem stillen Hauch des Morgens gesendet wurde. Wenn dem so war, so wurde ihre Stimme von dem Hufschlag meines feurigen Rosses unterbrochen, welches sich plötzlich schwenkte und mich in die düsteren Schatten des Waldes trug.

Ich ritt vorwärts, indem ich mich von Zeit zu Zeit umwendete, um noch einen Blick auf jene schönen Umrisse zu werfen; aber von keinem anderen Punkt war das Gebäude

sichtbar, es lag in dem dunklen majestätischen Wald begraben. Ich konnte nur die langen Bajonette der malerischen Palmillas sehen, und da unser Pfad jetzt zwischen den Hügeln hinabstieg, waren auch diese bald meinen Augen entschwunden.

Ich ließ den Zügel sinken und mein Pferd nach Belieben gehen, und gab mich einer zugleich angenehmen und schmerzlichen Gedankenreihe hin.

Ich wusste, dass ich die Liebe meines Lebens eingesogen hatte – dass fortan alle meine Hoffnungen sich auf sie konzentrieren und aus ihr meine hohen Motive entspringen würden. Ich war vor kurzem erst in das Mannesalter eingetreten und mit der Wahrheit nicht unbekannt, dass eine reine Liebe wie diese, der beste Führer für unsere nur zu leicht irrenden Naturen der beste Zügel zur Bändigung ihrer wilden Phantasien ist. Ich verdankte diese Kenntnis demjenigen, welcher mir meine frühesten Lehren gegeben, und da seine Erfahrung mir schon mehr als einmal gute Dienste geleistet hatte, glaubte ich ihm auch hierin: Seine Lehre hat sich seitdem an mir als wahr bewiesen.

Ich wusste, dass ich diesem jungen Geschöpf eine Leidenschaft eingeflößt hatte, die eben so tief und glühend, wie meine – vielleicht noch stärker mit ihrem Leben verwachsen war; denn mein Herz hatte andere Neigungen durchlebt, während das ihre nie von einer anderen, als denen einer anmutigen Kindheit bewegt worden war. Sie hatte nie heftige Gefühle gekannt, die Liebe war ihre erste starke Empfindung – ihre erste Leidenschaft. Musste sie nicht unter diesen Umständen über alle anderen Gedanken im Reich ihres Herzens herrschen? Und dazu noch bei ihr, die so zur Liebe geschaffen – der romantischen Gottheit dersel-



ben so ähnlich war!

Diese Gedanken waren erfreulich; aber das Bild verdüsterte sich, als ich mich zum letzten Mal nach ihr umgeblickt hatte, und ein gewisses etwas – ein Dämon – flüsterte mir zu: »Du wirst sie vielleicht nie wiedersehen.«

Der Gedanke war selbst in dieser ungewissen Form hinreichend, um meinen Geist mit ungewissen Ahnungen zu erfüllen, und ich begann, meine Ideen auf die Zukunft zu richten. Ich ging zu keinem Vergnügungsausflug, von dem ich zu einer bestimmten Stunde wiederkehren konnte. Vor mir lagen Gefahren – die Gefahren der Wüste – und ich wusste, dass sie nicht von gewöhnlichem Charakter waren. Am vergangenen Abend hatte Seguin bei der Darlegung seiner Pläne die Gefährlichkeit unseres Zuges nicht verhehlt. Er hatte mich auf alles aufmerksam gemacht, ehe er mein festes Versprechen, ihn zu begleiten, forderte. Vor einigen Wochen würde ich sie nicht geachtet haben, sie hätten mich nur gelockt, ihnen entgegenzutreten. Jetzt aber waren meine Gefühle differenzierter Art, denn ich glaubte, dass in meinem Leben das einer anderen lag. Wie, wenn der Dämon die Wahrheit geflüstert hätte? Ich werde sie vielleicht nie wiedersehen! – Es war ein peinlicher Gedanke; und ich ritt unter dem Einfluss seiner Bitterkeit im Sattel gebückt vorwärts.

Aber ich war wieder auf dem Rücken meines Lieblings Moro, der seinen Reiter zu kennen schien und als sein elastischer Körper sich unter mir bewegte, antwortete mein Geist dem seinen und begann seine gewohnte Elastizität wieder anzunehmen.

Nach einiger Zeit nahm ich die Zügel, fasste sie kurz und sprengte meinen Gefährten nach.

Unser Weg führte flussaufwärts, ging in Zwischenräumen von Zeit zu Zeit durch seichte Furten und wand sich durch stark bewaldete Niederungen. Der Pfad war, wegen des dichten Gebüschs, ein mühsamer, und obgleich die Bäume der einst, um einen Weg zu machen, umgehauen worden waren, erblickte man doch auf demselben, mit Ausnahme einer einzelnen Pferdespur, kein Zeichen, dass er in der letzten Zeit bereist worden wäre. Das Land schien wild und unbewohnt zu sein. Dies ergab sich aus der Häufigkeit, womit Hirsche und Antilopen über unseren Weg eilten oder dicht bei unseren Gefährten aus dem Gebüsch sprangen.

Hier und da entfernte sich unser Weg von dem Fluss, indem er seine zahlreichen Schlingen kreuzte. Mehrere Male kamen wir an Stellen vorüber, wo das starke Holz gefällt worden war und Lichtungen existiert hatten. Dies musste aber vor langer Zeit geschehen sein, denn das Pflug durchfurchte Land war jetzt mit verwachsenem und fast undurchdringlichem Dickicht bedeckt. Einige vermodernde Baumstämme oder zerbröckelnde Adobewände waren alles, was noch bezeugte, wo der Rancho eines Ansiedlers gestanden hatte. -

Wir kamen an einer in Ruinen liegenden Kirche, deren alter Turm stückweise herab gefallen war, vorüber. Rund umher lagen Adobehaufen, welche auf Acker in der Runde den Boden bedeckten. Hier hatte ein blühendes Dorf gestanden. Wo waren die geschäftigen Bewohner? Eine wilde Katze sprang über die von Dornen umringten Mauern und entfloh in den Wald.

Eine Eule flog träge von der Kuppel auf und schwebte über unsere Köpfe, indem sie ihr klägliches Uhu ausstieß,

welches die Verödung der Szene noch eindringlicher erscheinen ließ.

Als wir durch die Ruinen ritten, umgab uns eine Totenstille, die nur von dem Geschrei der Nachtvögel und dem Knarren der Pferdehufe auf den Backsteintrümmern, womit die verödete Straße bedeckt war, unterbrochen wurde.

Aber wo waren diejenigen, welche einst diese Wände von ihren Stimmen hatten wieder hallen lassen? Wo diejenigen, welche in dem geweihten Schatten jenes einst geheiligten Gebäudes gekniet?

Sie waren verschwunden. - Aber wohin? Und wann? Und warum?

Ich stellte diese Frage an Seguin und erhielt darauf die kalte Antwort:

»Die Indianer!«

Es war der Wilde mit seinem roten Speer und Skalpiermesser, - seinem Bogen und seiner Streitaxt - seinem Brand und seinen vergifteten Pfeilen gewesen! -

»Die Navajos?« fragte ich.

»Navajos und Apachen.«

»Aber kommen sie nicht mehr hierher?«

Mein Geist hatte sich plötzlich mit Besorgnis erfüllt. Ich dachte an die Nähe der Wohnung. Die wir nie verlassen hatten. Ich dachte an ihre unbewachten Mauern. - Ich wartete mit einiger Ungeduld auf Antwort.

»Nicht mehr«, lautete die kurze Antwort.

»Und warum?« fragte ich.

»Dies ist unser Gebiet«, antwortete er bedeutsam. »Sie befinden sich jetzt in einer Gegend, wo sonderbare Burschen leben, wie Sie sehen werden. Wehe dem Apachen oder Navajo, der sich in diese Wälder verläuft.«

Je weiter wir ritten, desto offener wurde das Land, und wir erblickten auf kurze Zeit hohe Klippen, die sich nördlich und südlich von beiden Seiten des Flusses entfernten. Stromaufwärts näherten sich diese Höhen einander; bis das Flussbett vollständig von einem Berg zugehämmert zu sein schien. Dies war aber nur Schein. Als wir weiter ritten, gelangten wir in eine von den furchtbaren Schluchten – Canyons, wie man sie nennt, – die man so oft an den Tafelländern des tropischen Amerika findet.

Durch diese schäumte der Fluss zwischen zwei mächtige, tausend Fuß hohe Klippen, deren Profile einem im Näherkommen wie zornige Riesen vorkamen, die von einer allmächtigen Hand getrennt und so einander gegenüber versteinert worden wären. Man blickt mit Ehrfurcht und Grausen auf diese ungeheuren Klippen und wurde von einem Schauer erfüllt, als ich mich dem Flusstor zwischen ihnen näherte.

»Sehen Sie jenen Punkt?« fragte Seguin, indem er auf einen Felsen deutete, der über den höchsten Teil des Schlundes ragte. Ich antwortete bejahend, denn die Frage war an mich gerichtet.

»Das ist der Sprung, den Sie so gern getan hätten. Wir fanden Sie an jenem Felsen hängend.«

»Guter Gott!« rief ich, als meine Augen auf der schwindelnden Klippe ruhten; vor mir drehte sich alles im Kreis und ich musste weiter.

»Wenn Ihr herrliches Pferd nicht gewesen wäre«, fuhr mein Begleiter fort, »so würde der Doktor vielleicht jetzt hier anhalten, um über Ihre Gebeine Vermutungen anzustellen. Ho, Moro! Schöner Moro!«

»Ja, ja«, bestätigte der Botaniker, indem er mit einem Ge-

fühl von Grausen, wie ich es selbst empfand, die Klippe hinaufschaute.

Seguin war neben mich geritten und klopfte meinem Pferde mit ausdrückender Bewunderung den Hals.

»Aber warum«, fragte ich, als die Erinnerung an unser erstes Gespräch sich mir aufdrängte, »warum waren Sie so sehr begierig, davon Besitz zu erhalten?«

»Eine Caprice.«

»Kann ich Sie nicht verstehen? Ich glaube Sie sagten damals, dass ich es nicht könne.«

»Ja wohl, sehr leicht. Ich beabsichtigte, meine eigene Tochter zu stehlen und wollte zu diesem Zweck die Unterstützung Ihres Pferdes haben.«

»Aber wie?«

»Es war, ehe ich die Nachricht von dem beabsichtigten Zug unseres Feindes gehört hatte. Da ich nicht hoffen konnte, sie auf andere Weise zu erhalten, so war es mein Plan, allein oder mit einem erprobten Kameraden in ihr Land zu dringen und sie durch List zu entführen. Die Pferde der Indianer sind schnell, aber doch weit weniger flüchtig, wie die Araber, wie Sie vielleicht zu sehen Gelegenheit erhalten werden. Mit einem solchen Tier, wie dieses, würde ich wenigstens mäßig sicher gewesen sein. Ich beabsichtigte, mich zu entkleiden, und als einer ihrer eigenen Krieger in ihre Stadt zu dringen. Ich spreche schon seit langer Zeit ihre Sprache.«

»Es würde ein gefährliches Unternehmen gewesen sein.«

»Allerdings, es war eine letzte Zuflucht, und ich griff nur danach, weil alle andere Versuche jahrelang misslungen waren. Ich würde vielleicht dabei umgekommen sein; es war ein tollkühner Gedanke, aber ich hatte mich zu jener

Zeit vollkommen damit befreundet.«

»Ich hoffe, dass es uns jetzt gelingen wird.«

»Ich habe die besten Hoffnungen. Es scheint, als ob die Vorsehung jetzt zu meinen Gunsten wirkt.

Diese Abwesenheit derjenigen, welche sie gefangen halten – und überdies ist meine Schar jetzt gerade durch die Ankunft einer Anzahl von Trappern aus den östlichen Gegenden verstärkt worden. Die Biberhäute sind, wie sie es ausdrücken, auf ›ein Prümchen die Haut‹ gesunken, und sie finden, dass die Rothaut besser lohnt. Ich hoffe, dass dies bald vorüber sein wird«, und er seufzte bei den letzten Worten tief auf.

Wir befanden uns jetzt beim Eingang der Schlucht und eine schattige Gruppe von Cottonholzbäumen lud uns zum Ausruhen ein.

»Hier wollen wir Mittag machen«, sagte Seguin.

Wir stiegen ab und befestigten unsere Tiere an ihre in den Boden angepflockten Lassos, setzten uns aufs weiche Gras und zogen unsere Speisen heraus, welche wir für unsere Reise erhalten hatten.

## **Zweites Kapitel**

### **Geographie und Geologie**

Wir ruhten länger als eine Stunde in dem kühlen Schatten, während sich unsere Pferde an dem Gramagrass, welches üppig in unserer Nähe wuchs, erquickten. Wir unterhielten uns über die eigentliche Gegend, in welcher wir reisten – die in ihrer Geographie, ihrer Geologie, ihrer Botanik und

ihrer Geschichte, – kurz in jeder Beziehung, eigentümlich ist.

Ich kann behaupten, ein Reisender aus Profession zu sein. Ich fühlte ein gewisses Interesse, etwas über die wilden Landstriche, die sich auf Hunderte von Meilen um uns erstreckten, zu erfahren, und ich wusste, dass es keinen lebenden Menschen gab, der so fähig war, mir Belehrung zu erteilen, wie derjenige, mit welchem ich jetzt sprach.

Meine Reise am Fluss hinab hatte mich nur wenig mit ihren Merkwürdigkeiten bekannt gemacht; ich war wie bereits erzählt, zu jener Zeit fieberig und erinnerte mich an die verschiedenen Gegenstände nur, als ob ich ihnen in einem unruhigen Traum begegnet wäre. Mein Kopf war jetzt klar, und die hier milden und südlichen – dort wilden, öden und malerischen Gegenden durch welche wir reisten, machten einen mächtigen Eindruck auf meine Phantasie. Auch die Bekanntschaft damit, dass Teile dieser Gegend von den Anhängern des Cortez bewohnt gewesen waren, wie noch eine Menge von Ruinen bezeugen dass sie ihren alten, wilden Herren zurückgegeben waren, – und der daraus folgende Schluss, dass diese Rückgabe die Folge so mancher tragischen Szene gewesen – versenkte mich in romantische Gedanken, die nach der Befriedigung durch die Kenntnis der Wirklichkeit, welche sie veranlasst hatten, schmachteten. Seguin war mitteilbar. Sein Lebensmut war hoch gestiegen, seine Hoffnungen waren elastisch, die Aussicht, wieder sein lange verlorenes Kind zu umarmen, flößte ihm gewissermaßen neues Leben ein. Er hatte sich, wie er sagte, seit vielen Jahren nicht so glücklich gefühlt.

»Es ist wahr«, sagte er auf eine Frage, die ich ihm gestellt hatte, »man weiß von dem Landstrich jenseits der Grenzen

der mexikanischen Ansiedlungen, nur wenig. Diejenigen, welche einst die Gelegenheit besaßen, ihre geographischen Eigentümlichkeiten zu berichten, haben die Aufgabe unerfüllt gelassen; sie waren zu sehr auf das Suchen von Gold bedacht, und ihre schwachen Abkömmlinge haben, wie Sie sehen, zu viel damit zu tun, einander zu berauben, um auf etwas anderes zu achten. Sie wissen von dem Land jenseits ihrer Grenzen nichts, und diese Grenzen ziehen sich täglich enger um sie zusammen. Alles, was sie davon wissen, ist die Tatsache, dass von dort ihre Feinde kommen, welche sie eben so sehr fürchten, wie die Kinder Gespenster oder Wölfe.«

»Sie sind jetzt«, fuhr Seguin fort, »ziemlich in der Mitte des Kontinents – im Herzen der amerikanischen Sahara ...«

»Aber«, unterbrach ich ihn, »wir können doch nicht mehr als einen Tagesritt südlich von New-Mexiko sein. Das ist doch keine Wüste, das ist doch ein angebautes Land!«

»New-Mexiko ist eine Oase – nichts mehr und nichts weniger. Die Wüste umgibt es auf Hunderte von Meilen – ja in manchen Richtungen können Sie vom Rio del Norte tausend Meilen reisen, ohne eine fruchtbare Stelle zu sehen. New-Mexiko ist eine Oase. Die ihre Existenz den befruchtenden Gewässern des Rio del Norte verdankt. Sie ist von den Grenzen des Mississippi bis zu den Küsten des stillen Meers in Kalifornien die einzige Niederlassung von weißen Männern. Sie haben sich ihr durch eine Wüste genähert. War es nicht so?«

»Ja, als wir vom Mississippi zu dem Felsengebirge hinauf stiegen, wurde das Land allmählig unfruchtbar. Auf den letzten dreihundert Meilen konnten wir kaum Gras und Wasser genug, um unsere Tiere am Leben zu erhalten, fin-



den. Ist es aber nördlich und südlich von der Straße, welche wir bereist haben, eben so?«

»Nördlich und südlich auf mehr als tausend Meilen, von den Ebenen von Texas, bis an die Seen von Kanada, an dem Fuß des Felsengebirges und bis halbwegs zu den Niederlassungen am Mississippi. Es ist ein baumloses, vegetationsloses Land.«

»Im Westen des Gebirges?«

»Eine fünfzehnhundert Meilen lange, und wenigstens halb so viele Meilen breite Wüste. Die Gegend im Westen ist von einem anderen Charakter. Sie ist in ihren umrissen gebrochener, bergiger und in ihrem Aussehen wo möglich unfruchtbarer. Das vulkanische Feuer ist hier tätiger gewesen, und wenn das auch vor Jahrtausenden geschehen sein mag, so sehen die vulkanischen Felsen an vielen Stellen noch gerade so aus, als ob sie erst vor kurzem aufgehoben worden wären. – Keine Vegetation – keine klimatische Einwirkung hat merklich die Farbe der Lava und Schlacken verändert, womit an einigen Stellen die Ebenen weit und breit bedeckt sind. Ich sage, keine klimatische Einwirkung, denn in dieser Zentralgegend des Kontinents existiert nur sehr wenig derartiges.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Was ich meine, ist, dass nur geringe atmosphärische Veränderungen vorkommen. Es ist eine stete Dürre, es stürmt oder regnet nur selten. Ich kenne Distrikte, wo in Jahren kein Regentropfen gefallen ist.«

»Und können Sie diese Erscheinung erklären?«

»Ich habe meine Theorie; sie wird die gelehrten Meteorologen vielleicht nicht befriedigen, aber ich will sie Ihnen mitteilen.«

Ich hörte ihn aufmerksam an, denn ich wusste, dass mein Gefährte ein Mann der Wissenschaft, wie der Erfahrung und Beobachtung war, und Gegenstände von dem Charakter derjenigen, über welche wir sprachen, hatten stets großes Interesse für mich gehabt. Er fuhr fort:

»Ohne Dünste in der Luft kann es keinen Regen geben, ohne Wasser auf der Erde, welches sie erzeugt, kann es keine Dünste in der Luft geben. Hier befindet sich keine große Wasserfläche.

Dies ist auch unmöglich; die ganze Wüstengegend ist eine Hochebene. Wir stehen jetzt beinahe sechstausend Fuß über der Wasserfläche; daher sind die Quellen nur selten und müssen, nach den Gesetzen der Hydraulik, durch ihre eigenen Gewässer oder die einer noch höheren Gegend, welche auf dem Kontinent nicht existiert, genährt werden.

Könnte ich ungeheure Seen in dieser Gegend erschaffen, die von den sie durchschneidenden hohen Bergen eingeschlossen würden – und solche Seen haben anfänglich existiert – könnte ich diese Seen erschaffen, ohne ihnen einen Abfluss zu geben, ohne sie selbst von dem kleinsten Bächlein abziehen zu lassen – so würden sie sich im Lauf der Zeit in den Ozean entleeren und alles, wie es jetzt ist; das heißt wüst, zurücklassen.«

»Aber wie? – Durch Verdunstung?«

»Im Gegenteil. Die Abwesenheit der Verdunstung würde der Grund ihrer Entleerung sein. Ich glaube, dass es so gewesen ist.«

»Ich kann das nicht verstehen.«

»Es ist einfach so: diese Gegend besitzt, wie ich gesagt habe, eine große Höhe, und in Folge davon eine kühle Atmosphäre und eine weit geringere Verdunstungsfähigkeit,

als diejenige, welche das Wasser des Ozeans in die Höhe zieht. Nun würde durch Winde und Luftströme ein Austausch des Dunstes zwischen dem Ozean und diesen Hochseen stattfinden, – denn nur auf diese Weise kann Wasser bis in dieses Binnen-Plateau dringen. Dieser Austausch würde sowohl wegen ihrer geringen Verdunstung, als aus anderen Gründen, zu Gunsten der Binnenseen ausfallen. Wir haben nicht die Zeit dazu, sonst könnte ich Ihnen dies demonstrieren. Ich bitte Sie daher, es zuzugeben und nach Muße zu durchdenken.«

»Ich sehe die Wahrheit davon ein.«

»Was folgt daraus? – Diese Seen würden sich allmählig bis zum Überfluss füllen; das erste kleine Bächlein, welches von ihnen herab sickert, würde das Zeichen zu ihrer Zerstörung geben. Es würde seinen Kanal über den Rand des hohen Berges aushöhlen, anfangs winzig, aber mit jedem folgenden Regenschauer tiefer und breiter, bis nach vielen Jahren – Menschenaltern – Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden – ein großer Schlund, wie dieser – hier deutete Seguin auf den Canyon – und die dürre Ebene dahinter, allein zurückbleiben würden, um den Geologen zu verblüffen.«

»Und Sie denken, dass die Ebenen, welche zwischen den Anden und den Felsengebirgen liegen, trockene Seebetten sind?«

»Ich bezweifle es nicht. Seen, die sich nach der Erhöhung der Flüsse, der Gebirge, welche sie einschlossen, gebildet – durch vom Ozean gewonnenen Regen gebildet hatten – anfangs seicht waren, dann tiefer wurden, bis sie sich zum Niveau ihrer Gebirgsschranken erhoben und sich, wie ich beschrieben habe, den Weg zum Ozean zurück bahnten.«

»Aber ist nicht einer von diesen Seen immer noch vorhanden?«

»Ja. Der große Salzsee, er liegt nordwestlich von uns. Nicht bloß einer, sondern ein System von Quellen und Flüssen – salzigen sowohl, wie süßen und diese haben keinen Abfluss zum Ozean, sie sind durch Hochland und Gebirge umschlossen und bilden ein vollständiges geographisches System.«

»Zerstört das Ihre Theorie nicht?«

»Nein, das Becken, in welchem dieses Phänomen existiert, ist auf einem tieferen Niveau, als die meisten von den wüsten Hochebenen. Seine Verdunstungsfähigkeit ist dem Einfluss seiner Gewässer gleich und neutralisiert daher ihre Wirkung – das heißt, es gibt im Austausch von Dunst mit dem Ozean eben so viel, wie es empfängt. Dies kommt nicht sowohl von seiner niedrigen Lage, als von der eigentümlichen Neigung der Berge, die die Gewässer in seinen Schoß führen. Versetzen Sie es, unter sonst gleichen Umständen, in eine kältere Gegend, und es würde mit der Zeit einen Kanal zu seiner Entwässerung durchreißen. So ist es beim kaspischen Meer, dem Aralsee und dem toten Meer gegangen. Nein, mein Freund, die Existenz des Salzsees unterstützt meine Theorie. Um seine Ufer liegt ein fruchtbares Land – fruchtbar durch die schnelle Rückkehr seiner Gewässer, die es mit Regen befeuchten. Es hat nur einen beschränkten Umfang und kann keinen Einfluss auf die ganze wüste Gegend üben, die wegen ihrer großen Entfernung vom Ozean dürr und unfruchtbar da liegt.«

»Aber schweben nicht die vom Ozean aufsteigenden Dünste über die Wüste?«

»Allerdings bis zu einem gewissen Grad, wie ich schon

gesagt habe, sonst würde es hier keinen Regen geben. Mitunter werden sie durch außerordentliche Ursachen, wie durch starke Winde, in großen Massen bis in das Herz des Festlandes geführt, dann haben wir Stürme, und zwar furchtbare. Gewöhnlich ist es aber, so zu sagen, nur der Saum einer Wolke, welcher so weit reicht und dieser gewährt in Verbindung mit der eigenen Verdunstung der Gegend – das heißt der von ihren eigenen Quellen und Flüssen – allen darauf fallenden Regen. Große, vom stillen Meer aufsteigende Dunstmassen stoßen auf ihrem Weg nach dem zuerst an die Küsten-Bergkette und geben dort ihr Wasser ab, oder sie sind vielleicht auch stärker erwärmt, schweben über die Gipfel dieser Berge hinweg und ziehen weiter. Hundert Meilen weiterhin werden sie von den hohen Gipfeln der Sierra Nevada aufgefangen und so zu sagen, gefesselt durch die Ströme des Sacramento und San Joaquin in den Ozean zurückgeführt. Nur der Saum dieser Wolken, wie ich es genannt habe, ist es, der noch höher steigt, der Anziehungskraft der Nevada entgeht, weiter schwebt und in der Wüste niederfällt. Was ist die Folge davon? Er ist kaum gefallen, als er auch über von dem Gila und Colorado dem Meer zurückgeführt wird, um sich von neuem zu erheben und die Abhänge der Nevada zu befruchten, während die Überbleibsel einer anderen Wolke ihre geringen Massen über das dürre Hochland des Inneren führen, um sie an den Gipfeln der Felsengebirge in Regen oder Schnee abzugeben. Daher kommen die Quellen der östlich und westlich ziehenden Flüsse und die Oasen – wie die in diesem Gebirge liegenden Parks; daher kommen auch die fruchtbaren Täler am del Norte und anderen durch dieses Zentralland gesäten Flüsse.

Die vom atlantischen Meer aufsteigenden Dunstwolken erleiden beim Zug über die Alleghanykette den ähnlichen Aufenthalt; nachdem sie eine große Strecke des Erdumfanges durchmessen haben, senken sie sich in die Täler des Ohio und Mississippi herab. Auf allen Seiten dieses großen Kontinents wird, je näher sie der Mitte kommen, die Fruchtbarkeit bloß aus Wassermangel um so geringer; der Boden besitzt an manchen Stellen, wo kaum ein Grashalm zu sehen ist, alle Elemente der Vegetation. Der Doktor hier wird Ihnen das bestätigen, er hat ihn analysiert.«

»Ja, ja, das ist wahr!« bestätigte der Doktor ruhig.

»Es gibt viele Oasen«, fuhr Seguin fort, »und wo es Wasser gibt, um den Boden zu benetzen, ist eine üppige Vegetation die Folge davon. Sie haben dies ohne Zweifel bei der Reise am Fluss herab bemerkt, und dies war auch der Fall in den alten spanischen Niederlassungen am Gila.«

»Aber warum sind diese aufgegeben worden?« fragte ich, denn ich hatte noch nie einen Grund für die Verödung jener einst blühenden Kolonie gehört.

»Warum?« wiederholte Seguin mit eigentümlicher Energie, »warum? – wenn nicht eine andere Rasse, als die iberische, von diesen Gegenden Besitz ergreift, so werden die Apachen und Navajos und Comanchen die von Cortez und seinen Siegern Besiegten – die Nachkömmlinge dieser Sieger wieder vom Boden Mexikos vertreiben.

Sehen Sie Sonora und Chihuahua an! Sie sind ganz entvölkert. Sehen Sie New-Mexiko an – seine Bürger leben nur geduldet – sie leben so zu sagen um das Land zu pflügen und die Herden zu füttern, und damit ihre eignen Feinde, welche alljährlich ihre Raubzüge machen zu ernähren. Aber kommen Sie, die Sonne sagt uns, dass wir weiter

müssen. Kommen Sie.

Steigen Sie auf, wir können hindurch gehen«, fuhr er fort; »es ist in der letzten Zeit kein Regen gefallen und das Wasser steht tief, sonst würden wir fünfzehn Meilen weit über jenen Berg zu reiten haben. Halten Sie sich dicht an die Felsen und folgen Sie mir.«

Und mit dieser Ermahnung betrat er von mir, Godé und dem Doktor gefolgt den Canyon.

## **Drittes Kapitel**

### **Skalpjäger**

Es war noch früh am Abend, als wir das Lager – das Lager der Skalpjäger erreichten. Unsere Ankunft wurde kaum bemerkt. Ein einziger Blick auf uns war, als wir unter die Leute ritten, das alleinige Erkennungszeichen, welches uns zu Teil wurde. Keiner erhob sich, Keiner unterbrach seine Beschäftigung. Man ließ uns unsere Pferde absatteln und sie, so gut wir konnten, selbst in Sicherheit bringen.

Das Reiten hatte mich ermüdet, da ich so lange nicht im Sattel gesessen hatte. Ich warf meine Decke auf den Boden, setzte mich nieder und lehnte mich an einen Baumstumpf. Ich hätte schlafen können, aber die Fremdartigkeit aller meiner Umgebung regte meine Phantasie an und ich beobachtete sie mit großer Neugier.

Ich müsste den Pinsel zu Hilfe rufen, wenn ich Euch eine Idee von der Szene geben wollte, und selbst dies würde nur ein schwaches Bild davon geben.

Das menschliche Auge konnte sich keinen wilderen und

malerischen Anblick denken. Es erinnert mich an Gemälde, die ich gesehen und welche die Lager von Räubern unter den dunklen Fichten der Abruzzen darstellten.

Ich zeichne nach einer Erinnerung, die über viele Jahre eines abenteuerlichen Lebens zurückblickt. Ich kann nur die hervorragenden Punkte des Bildes geben; die Details sind vergessen, obgleich zu jener Zeit die geringfügigen Einzelheiten für mein Auge neue und fremdartige Dinge waren und jede von ihnen meine Aufmerksamkeit eine Zeitlang festhielt. Ich wurde später mit ihnen vertraut und daher stehen sie jetzt in meinem Gedächtnis, wie eine Menge anderer Dinge, gerade durch ihre Deutlichkeit undeutlich da.

Das Lager befand sich in einer Krümmung des del Norte - in einer, von hohen Cottonholzbäumen umgebenen Lichtung, wo sich die glatten Stämme vertikal aus einem dichten Gebüsch von Palmettos und spanischen Bajonettbäumen erhoben. Auf dem offenen Boden standen einige zerrissene Zelte und außerdem erblickte man noch Fellhütten nach indianischer Art. Die meisten von den Jägern hatten jedoch ihr Obdach aus einer, auf vier aufrechten Pfählen ausgespannten Büffeldecke gemacht. In dem Gebüsch gab es über dies Lager, die aus Zweigen erbaut und mit den palmenartigen Blättern der Yuka oder mit aus dem nahen Fluss gebrachtem Schilf gedeckt waren.

Nach verschiedenen Richtungen führende Pfade, wurden durch Öffnungen im Laub bezeichnet. durch einen davon war eine grüne Wiese sichtbar, auf der an langen Lassos angepflockte Maultiere und Mustangs weideten.

Im Lager sah man überall Sättel, Zügel und Packstücke auf Baumstümpfen ruhen, oder von den Ästen herabhängen. An den Bäumen lehnten Flinten und über den Zelten



hingen rostige Säbel. Lagergeräte, wie Pfannen, Kessel und Äxte bedeckten den Boden in jeder Richtung.

Es brannten mehrere Feuer, um welche Männergruppen saßen. Sie suchten keine Wärme, denn es war nicht kalt; sie rösteten Hirschrippen oder rauchten aus sonderbar geformten Pfeifen. Einige putzten ihre Waffen und Ausrüstungsstücke.

Die Töne einer Menge von Sprachen drangen in mein Ohr; ich hörte französische, spanische, englische und indische Worte. Die Ausrufe standen mit dem Äußern derjenigen, von welchen sie kamen, im Einklang.

»Hallo Dick, zum Henker, Old Nag! Was machst du da?

»Sacré - enfant de garce!

»Caramba!

»Par dieu, Monsieur!

»Beim ewigen Erdbeben!

»Vaya hombre, vaya!

»Carajo!

»Bei Gosch!

»Santissima Maria!

»Sacré!«

Besonders drei Gruppen fielen mir auf. In jeder herrschte eine besondere Sprache und die Kostüme der Männer, aus welchen sie bestanden, waren so ziemlich gleichartig.

Die mir zu nächst unterhielt sich in spanischer Sprache. Es waren Mexikaner. Ich will die Kleidung der einen von ihnen, wie sie mir erinnerlich ist beschreiben.

Calzoneros aus grünem Baumwoll-Samt. Diese sind nach Art der Matrosenbeinkleider geschnitten - kurz am Leib - eng um die Hüfte - und weit am unteren Ende, wo sie durch schwarzes, geprägtes und gesticktes Leder verstärkt

werden. Die äußeren Säume sind von der Hüfte bis zum Knie offen, mit Schnüren besetzt und mit Reihen von silbernen, zuckerhutförmigen Knöpfen besetzt. Diese Säume sind offen, denn der Abend ist warm und darunter zeigen sich die Calzoncillos aus weißem Musselin, welche in weiten Falten auf die Knöchel herabhängen. Der Stiefel ist aus gegerbtem Kalbsleder, aber nicht geschwärzt, er ist rot und an den Zehen abgerundet und trägt einen Sporn von wenigstens einem Pfund Gewicht, mit einem drei Zoll im Durchmesser haltenden Rad. Der Sporn ist eigentümlich geformt und durch Riemen aus gepresstem Leder an dem Stiefel befestigt. Glöckchen – Canpanillos – hängen von den Zähnen der Räder herab und erschallen bei der leisesten Bewegung des Fußes.

Blick aufwärts. Die Calzoneros haben keine Hosenträger, sondern sind um den Leib mit einer seidenen Schärpe befestigt. Diese ist scharlachrot, mehrere Male um den Leib geschlungen und hinten, wo die gefransten Enden hübsch über die linke Hüfte herabhängen, zugeknüpft. Eine Weste ist nicht vorhanden. Die Jacke ist aus dunklem Tuch, gestickt und enganliegend, hinten kurz, so dass das Hemd über die Schärpe herausbufft. Das Hemd selbst, mit seinem breiten Kragen und seiner blumigen Vorderseite, legt von der Geschicklichkeit einer schwarzäugigen Poblana Zeugnis ab. Über allem diesem sitzt der breitkrempige, schattige Sombrero – ein schwerer, schwarz lackierter Hut, mit einem dicken Silberband, an den Seiten stehen Quasten aus demselben Metall hervor und geben ihm ein wahrhaft einziges Aussehen. Über die eine Schulter hängt, halb zusammengehalten, die malerische Serape, ein Gürtel und eine Jagdtasche – eine Escopette, auf welcher die Hand ruht, ein

paar kleine Gürtelpistolen – ein langes, schief über die linke Hüfte herabhängendes Messer vervollständigen das Kostüm desjenigen, welchen ich beschrieben habe.

Er kann als Charakterbild vieler seiner Gefährten in der Gruppe, die mir zunächst war dienen. Ihre Kleidungsstücke zeigen Abwechslung, in allem war jedoch das Nationalkostüm aus Mexiko zu erkennen. Einige trugen lederne Calzoneros mit einem Spenser oder Wams aus demselben Stoff, welcher sowohl vorn wie hinten eng anlag. Andere hatten, statt der bunten Serapen, die Wolldecke der Navajos mit ihren breiten schwarzen Streifen. Von den Schultern noch anderer hing die schöne graziöse Mampa herab. Einige hatten Mokassins, während ein Paar von den Geringeren die einfache Guarache – die Sandale der Azteken trugen.

Die Gesichter dieser Männer waren schwarz und wild, ihr Haar lang straff und schwarz wie die Flügel der Raben, während der Bart verwildert um ihr Gesicht wuchs; blitzende schwarze Augen leuchteten unter den breiten Krempe ihrer Hüte hervor. Wenige unter ihnen waren Männer mit hoher Gestalt, aber ihre Körper besaßen eine Geschmeidigkeit welche bewies, dass sie großer Anstrengungen fähig waren. Sie waren gut gebaut und an Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt. Sie gehörten sämtlich der mexikanischen Grenze an und hatten sich oft im tödlichen Kampf mit den indianischen Feinden gemessen. Es waren Ciboleros, Bagueros, Rancheros, Monteros kurz, Männer, die bei ihrem häufigen Verkehr mit den Gebirgsmännern, den gallischen und angelsächsischen Jägern der östlichen Ebene, einen Grad von Kühnheit angenommen hatten, welcher keineswegs ihren eigenen Stämmen angehörte. Sie wa-

ren die Ritter der mexikanischen Grenze.

Sie rauchten Cigarritos, welche sie zwischen ihren Fingern in Maishülsen rollten. Sie spielten auf ihren ausgebreiteten Decken Monte, wobei sie ihren Tabak einsetzten. Sie fluchten und schrien Carajo, wenn sie verloren, und dankten der heiligen Jungfrau, wenn die Karten zu ihren Gunsten fielen. Ihre Sprache war ein spanisches Patois, ihre Stimmen scharf und unangenehm.

In geringer Entfernung von diesen, befand sich die zweite Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit erregte.

Die Individuen aus welchen dieselbe bestand, waren von der ersten völlig verschieden. Sie wichen in allen wesentlichen Punkten – in der Stimme sowohl, wie in der Kleidung, Sprache und Physiognomie von ihnen ab. Man erkannte auf den ersten Blick das anglo-amerikanische Gesicht.

Dies waren die Trapper – die Präriejäger – die Gebirgs männer.

Wählen wir abermals einen Typus, welcher als Beschreibung für alle gelten kann.

Er steht auf seine lange gerade Büchse gelehnt da und blickt in das Feuer. Er ist sechs Fuß in seinen Mokassins hoch und von einem Bau, welcher Kraft und sächsische Abstammung verkündet. Seine Arme sind wie junge Eichen und seine Hände welche die Mündung seines Gewehrs fasst, ist groß, fleischlos und muskulös. Seine Wange ist breit und fest, sie wird teilweise von einem buschigen Backenbart bedeckt, der über dem Kinn zusammen kommt und sich um die Lippen ziehe. Er ist weder blond noch schwarz, sondern von einer stumpfen, braunen Farbe und heller um den Mund, wo er von der Sonne, dem Whisky und dem Wasser gebleicht worden ist. Das Auge ist blau

oder blaugrau, klein und an den Winkeln mit kleinen Krähfüßen umgeben. Es liegt weder zu flach noch zu tief und schweift selten umher. Es scheint eher in einen, als auf einen zu blicken. Das Haar ist braun und von mittlerer Länge – ohne Zweifel bei seinem letzten Besuch in der Ansiedlung geschnitten, und der Teint, wenn auch eben so dunkel, wie der eines Mulatten, dies nur in Folge des Wetters. Er war einst hell. Das Gesicht ist angenehm, man könnte es sogar hübsch nennen; sein ganzer Ausdruck ist dreist, aber gutmütig und edel.

Die Kleidung des soeben beschriebenen Individuums ist von heimischer Manufaktur – das heißt aus seiner Heimat – der Prärie und des wilden Gebirgsparks – wo das Material durch eine Kugel aus seiner Büchse gekauft wurde. Sie ist das Werk seiner eigenen Hände – wenn er nicht einer von denen ist, die in ihren Augenblicken der Trägheit ihre Hütte mit einem indianischen Mädchen aus den Stämmen der Sioux, Crows oder Cheyennes geteilt haben.

Sie besteht aus einem Jagdhemd von bis zur Weichheit eines Handschuhs geräucherter Hirschhaut, Beinkleider, die bis an den Gurt reichen, und Mokassins aus demselben Material – die letzteren mit der Par flêche oder Haut des Büfels besohlt. Das Hemd ist am Gürtel eingeschlagen, aber an der Brust und der Kehle offen, und fällt in einem hübschen, die Schulter oben noch bedeckenden Kragen zurück. Unter ihm sieht man das Unterhemd aus feinerem Stoff, der gegerbten Haut der Antilope, oder der der Dammkuh. Auf seinem Kopf sitzt eine Waschbärmütze mit dem Gesicht des Tieres nach vorn, während der geringelte Schweif wie eine Feder auf seine Schulter hinabhängt.

Seine Ausrüstung besteht aus einer Kugeltasche aus der

gegerbten Haut der Bergkatze, und einem mächtigen, halbmondförmigen Horn, auf welches er eine Menge vom eigentümlichen Erinnerungszeichen eingeschnitzt hat. Seine Waffen sind ein langes Bowiemesser und eine schwere, sorgfältig durch eine Halfter an dem ledernen Gürtel um seinen Leib befestigte Pistole. Hierzu kommt noch eine fast fünf Fuß lange Büchse, welche neunzig auf das Pfund schießt und so gerade ist, dass die Linie des Laufes und die des Kolbens beinahe gleich steht.

Auf Zierlichkeit ist bei seiner Kleidung, seinen Waffen und Ausrüstungsstücken nur wenig gesehen worden, und doch liegt eine Grazie in dem Schnitt seines Tunika artigen Hemdes, eine Eleganz in der Besäumung des Kragens und der Beinkleider, und eine Stutzerhaftigkeit in der Art, wie die Waschbärmütze aufgesetzt ist, welche beweist, dass der Eigentümer einigermaßen auf seine persönliche Erscheinung sieht. Auf seiner Brust hängt ein kleiner, nett mit gefärbten Stachelschweinborsten gestickter Beutel.

Er betrachtet diesen von Zeit zu Zeit mit einem selbstzufriedenen Blick. Es ist sein Pfeifenbeutel - ein Liebeszeichen von einem dunkeläugigen, dunkel schwarzen Mädchen, welches ohne Zweifel, gleich ihm, zu den Bewohnern der Wildnis gehört. Dies ist das Toute Ensemble eines Gebirgs-trappers.

Den von mir Beschriebenen umgeben noch viele ganz ähnlich gekleidete und ausgerüstete Männer. Einige tragen breitkrepelige Hüte aus grauem Filz, und andere Katzenfellmützen. Die Jagdhemden der einen sind zu einer hellen Farbe gebleicht und in bunten Farben bestickt. Andere sehen zersetzt und geflickt und verräucherter aus, aber das Kostüm aller besitzt charakteristisches genug, um sie klas-

sifizieren zu können. Es ist unmöglich, den echten Gebirgsmann zu verkennen.

Die dritte Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zog, befand sich in größerer Entfernung von der Stelle, wo ich saß. Ich wurde aus Neugier, um nicht zu sagen vor Erstaunen erfüllt, als ich bemerkte, dass sie Indianer waren.

»Können sie Gefangene sein?« dachte ich. Nein, sie sind nicht gebunden. Weder in ihren Blicken, noch in ihren Mienen, noch in ihren Gebärden sind Zeichen von Gefangenschaft zu erkennen, und doch sind sie Indianer.

»Können sie zu der Schar gehören und im Kämpfe gegen ...«

Während ich, meinen Vermutungen dahingegeben, da saß, ging ein Jäger an mir vorüber.

»Wer sind jene Indianer?« fragte ich, auf die Gruppe deutend.

»Teils Delaware, teils Shawnees.«

Dies waren also die berühmten Delaware, die Abkömmlinge jenes großen Stammes, welcher an den Küsten des atlantischen Meers zuerst mit den eingedrungenen Bleichgesichtern kämpfte! – Ihre Geschichte ist eine wunderbare gewesen. Der Krieg war ihre Schule, der Krieg ihre Religion, der Krieg ihr Zeitvertreib, der Krieg ihr Handwerk!

Sie sind jetzt nur noch geringe Überbleibsel. Ihre Geschichte wird bald zu Ende sein.

Ich erhob mich und näherte mich ihnen mit einem Gefühl der Teilnahme. Einige saßen um das Feuer und rauchten aus merkwürdig geschnitzten Pfeifen aus rotem Ton. Andere schritten mit dem majestätischen Gang, wegen dessen der Wald-Indianer so berühmt ist, hin und her. Unter ihnen herrschte ein Schweigen, welches in seltsamem Kontrast

mit dem Geschnatter ihrer mexikanischen Verbündeten stand - von Zeit zu Zeit eine Frage, die in tiefer, sonorer Stimme gestellt wurde - eine kurze, aber ausdrucksvolle Antwort - ein gutturales Grunzen - ein würdevolles Nicken - eine Handbewegung - und so unterhielten sie sich, während sie ihre Pfeifenköpfe mit dem Kinnik-kinnik füllten und die geschätzten Werkzeuge ihres Vergnügens von einer Hand zur anderen gehen ließen.

Ich blickte auf diese stoischen Söhne des Waldes mit Empfindungen, welche stärker waren, als die der Neugier - wenn man zum ersten Mal einen Gegenstand erblickt, von dem man seltsame Berichte gehört und gelesen hat.

Die Geschichte ihrer Wanderungen und Kriege war in meiner Erinnerung noch frisch. Vor mir befanden sich die Schauspieler selbst - oder Typen von ihnen - in ihrer ganzen Wahrheit, in ihrer ganzen malerischen Wildheit. Dies waren die Männer, welche, von ihrer Heimat am atlantischen Meer vertrieben nur dem Schicksal ihrer Bestimmung, ihrer Rasse wichen. Sie waren über die Apalachen gestiegen - hatten sich von einem Wohnsitz nach dem anderen durchgekämpft - die steilen Abhänge der Alleghans herab an den bewaldeten Ufern des Ohio hinauf in das Herz des ›blutigen Toten‹. Fortwährend waren aber die Bleichgesichter ihrer Spur gefolgt und hatten sie weiter - der untergehenden Sonne zugetrieben. Blutige Kriege - punische Treue - gebrochene Verträge - hatten alljährlich ihre Reihen gelichtet. Immer noch waren sie aber, es verschmähend, in der Nähe ihrer weißen Sieger zu leben, vorgedrungen und hatten sich durch dreimal stärkere Stämme ihrer eigenen Rasse und Farbe gekämpft.

Die Forken des Ohage wurden ihr letzter Ruhepunkt.



Hier versprach ihnen der Usurpator eine Heimat zu garantieren, welche auf allen Seiten die ihre sein sollte. Die Zusage kam zu spät. Krieg und Wanderung war zu einem Teil ihrer Natur geworden und sie verschmähten mit verächtlichem Stolz die friedliche Bebauung des Bodens. Die Überbleibsel ihrer Stämme hatten sich in den Ohagen versammelt, und in einem Sommer waren sie verschwunden. Die Krieger und jüngeren Männer wanderten hinweg und ließen nur die Alten und die Frauen und die Wertlosen in der ihnen angewiesenen Heimat zurück. Wohin sind sie gegangen? – Wo sind sie jetzt?

Wer die Delaware finden will, muss sie auf der weiten Prärie – in den Gebirgsparks – in den Wohnsitzen des Bären und Bibers – des wilden Schafes und Büffels suchen. Dort kann er sie in zerstreuten Horden mit ihren alten Feinden, den weißen Verbündeten, oder allein treffen und sehen, wie sie Fallen stellen, jagen und die Utas, oder Rapahos, oder Crows oder Cheyennes – die Navajos oder Apachen bekämpfen.

Ich blickte mit tiefem Interesse auf die Zeuche und die malerischen Gewänder der Gruppe. Obgleich keine zwei von ihnen ganz gleich gekleidet waren, zeigte doch das Kostüm aller gewiss Gleichartigkeit. Die Meisten trugen Jagdhemden, nicht aus Hirschhaut, wie die der Weißen, sondern aus buntbedrucktem Callico. Diese hübsch geformte und befranzte Kleidung bot, im Verein mit den Ausrüstungsstücken der indianischen Krieger, eine auffallende Erscheinung dar. Aber das, was die Kostüme der Delaware und Shawnees von ihren weißen Verbündeten am meisten unterschied, war die Kopfbedeckung. Diese bestand aus einem Turban, welcher dadurch gebildet war, dass sie eine

Schärpe oder ein Tuch mit bunten Farben, wie man sie noch bei den dunklen Kreolen von Haiti sehen kann, um den Kopf gebunden hatten. unter der Gruppe vor mir waren keine zwei von diesen Farben gleich, dennoch hatten aber alle einen gleichartigen Charakter. Die feinsten waren die aus den bunten Tüchern von Madras bestehenden. Sie waren mit bunten Federn aus dem Flügel des Kriegsadlers, oder dem blauen Gefieder des Reiher verziert.

Was ihr übriges Kostüm betraf, so trugen sie Hirschhautbeinkleider und Mokassins, die denen der Trapper beinahe gleich waren. Die Beinkleider einiger von ihnen waren am äußeren Saum mit Skalplocken geschmückt, welche eine düstere Geschichte der Tapferkeit der sie Tragenden darboten.

Ich bemerkte, dass ihre Mokassins eigentümlich waren und sich völlig von denen der Prärie-Indianer unterschieden. Sie waren auf der Vorderseite genäht, ohne Stickerei oder Zierrat zu zeigen, und in eine doppelte Reihe von Falten zusammengezogen.

Die Waffen und Rüstungsgegenstände dieser Krieger waren denen der weißen Jäger ähnlich. Sie haben schon längst dem Bogen entsagt und in der Behandlung der Büchse können die meisten von ihnen mit ihren Gebirgsgegnossen wetteifern. Außer der Flintensteinbüchse und dem Messer tragen sie aber noch die alte Waffe ihres Geschlechts – den furchtbaren Tomahawk.

Ich habe drei charakteristische Gruppen beschrieben, welche mir beim Blick über den Lagerplatz auffielen. Es gab aber noch Individuen, welche keiner davon angehörten, und andere, die den Charakter verschiedener trugen.

Ich sah Franzosen, kanadische Voyeurs, versprengte Die-

ner der Nordwest-Gesellschaft mit weißen Capoten - und diese plauderten, tanzten und sangen ihre Bootslieder mit der ganzen Eigentümlichkeit ihrer Rasse. Dann waren Pueblos, Indios manzos da. Die in ihren graziösen Tilmas oder Decken, mit einem Schlitz in der Mitte, um den Kopf hindurch zustecken, trugen, und den sie Umgebenden eher zu dienen, als ihre Genossen zu sein schienen.

Auch Mulatten waren da und kohlschwarze Neger aus den Pflanzungen von Louisiana, welche den Ochsenziemer des Aufsehers gegen dieses freie umherschweifende Leben vertauscht hatten. Es gab hier zerrissene Uniformen, welche die Deserteure verkündeten, die von einem Grenzposten in diese entfernte Gegend gewandert waren.

Auch Kanakas von den Sandwich-Inseln sah ich, die die Wüste von Kalifornien durchzogen hatten - kurz, die hier Versammelten schienen jeder Farbe, jedem Klima, jeder Sprache anzugehören, wie sie die Zufälle des Lebens und der Instinkt der Abenteuersucht zusammengeführt hatte - alle waren mehr oder weniger seltsame Individuen der seltsamsten Gruppierung, die ich je erblickt habe - die Schar der Skalpjäger!

## **Viertes Kapitel**

### **Schießproben**

Ich war zu meiner Decke zurückgekehrt und wollte mich eben darauf ausstrecken, als das Krächzen eines Reihers meine Aufmerksamkeit erregte. Ich blickte auf und sah eines von diesen Tieren dem Lager zufliegen. Es kam durch

eine dem Fluss zu gewendete Öffnung in den Bäumen. Sein Flug war tief und langsam und es forderte mit seinen breiten Schwingen zu einem Schuss heraus.

Es knallte, einer von den Mexikanern hatte seine Escopette abgefeuert, aber der Vogel flog weiter und strengte seine Schwingen mit größerer Energie an, wie um außer Schussweite zu kommen.

Die Trapper lachten und eine Stimme rief:

»Du verwünschter Narr! Denkst du, dass du mit deiner dickköpfigen Platzbüchse eine ausgebreitete Decke treffen könntest! – Pah!«

Ich wendete mich, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen hatte. Zwei Männer wogen ihre Büchsen in der Hand und erhoben sie, um auf den Vogel zu zielen. Der eine war der junge Jäger, welchen ich beschrieben habe, der andere ein Indianer, den ich noch nicht gesehen hatte.

Die Knalle waren gleichzeitig und der Reiher ließ seinen langen Hals sinken und stürzte wirbelnd in die Bäume, wo er, von einem hohen Ast aufgefangen hängen blieb.

An der Stelle, wo sie sich befanden, hatte keiner von den beiden sehen können, dass der andere feuerte. Zwischen ihnen stand ein Zelt und beide Schüsse waren wie einer erschienen. Ein Trapper rief:

»Gut gemacht, Garey! Der Herr sei dem Gegenstand gnädig, auf den die Mündung des alten Bärenötters gerichtet ist, wenn du durch das Visier schielst.«

In diesem Augenblicke schritt der Indianer um das Zelt, und da er diese Worte hörte und wahrnahm, dass der Rauch noch aus der Mündung des Gewebes des jungen Jägers hervor kräuselte wendete er sich mit der Frage an ihn;

»Haben Sie gefeuert, Sir?«

Dies wurde in einem gut akzentuierten und ganz unindianischen Englisch gesprochen, welches meine Aufmerksamkeit dem Mann zu gelenkt haben würde, wenn sie nicht bereits sein imposantes Äußere gefesselt hätte.

»Wer ist er?« fragte ich einen meiner Nachbarn.

»Weiß es nicht – erst angekommen«, war die kurze Antwort.

»Meinen Sie, dass er hier fremd ist?«

»Jawohl, er ist erst vor einer Weile angekommen, – glaube nicht, dass ihn jemand kennt. Ich vermute, dass es der Kapitän tut. Ich habe sie die Hände schütteln sehen.«

Ich blickte mit zunehmendem Interesse auf den Indianer. Er schien ein Mann von etwa dreißig Jahren zu sein und war nicht viel unter sieben Fuß Höhe. Seine Verhältnisse waren die eines Apollo und er schien deshalb kleiner zu sein, als er wirklich war. Er hatte Züge von römischem Typus und seine schöne Stirn, seine Adlernase und seine breiten Kinnbacken gaben ihm das Aussehen eines nicht nur festen und energischen, sondern auch talentvollen Mannes. Er trug ein Jagdhemd, Leder-Beinkleider und Mokassins, aber alles dies wich von den Kleidungsstücken ab, welche die Jäger sowohl wie ihre indianischen Verbündeten hatten. Das Hemd selbst war fast bis zur weißen Farbe eines Glacéhandschuhs gebleicht, die Brustseite war geschlossen und schön mit gefärbten Stachelschweinborsten bestickt. Die Ärmel waren ähnlich verziert und die Kapuze und die Säume mit dem weichen schneeweißen Pelz des Hermelin besetzt. Eine Reihe von ganzen Fellen dieser Tiere hing von dem Hemd herab und bildete einen schönen und kostbaren Saum, aber das Eigentümliche an diesem Manne war sein Haar. Es rollte lose über seine Schultern und reichte bis auf

den Boden. Es konnte nicht weniger, als sieben Fuß lang sein. Es war schwarz glänzend und voll und erinnerte mich an die Schweife der großen flämischen Pferde, die ich vor den Leichenwägen in London gesehen hatte.

Auf dem Kopf trug er die Kriegsadlermütze mit ihrer vollen Federkrone – dem schönsten Triumph des Geschmacks eines Wilden. Dieser schöne Kopfputz vermehrte die Majestät seiner Erscheinung noch. Von seinen Schultern hing eine weiße Büffeldecke mit der graziösen Drapiere einer Toga herab, ihr seidenweiches Haar entsprach der Farbe seiner Kleidung und bildete einen auffallenden Kontrast mit seinen eigenen dunklen Locken.

Er trug aber auch noch andere Zierraten an seinem Körper. Seine Waffen und Rüstungsstücke schimmerten in metallischem Glanz, und der Kolben und Schaft seiner Büchse waren reich mit Silber eingelegt.

Ich bin deshalb in meiner Beschreibung so ausführlich gewesen, weil der erste Anblick dieses Mannes mir ein Bild darbot, welches sich nie aus meinem Gedächtnis verwischen kann. Es war das schöne Ideal eines malerischen und romantischen Wilden, und doch hatte er in seiner Sprache und seinem Benehmen nichts Wildes. Im Gegenteil, die Frage, welche er soeben an den Trapper gestellt hatte, wurde auf das Höflichste gesprochen. Die Antwort war nicht so freundlich.

»Ob ich gefeuert habe! Habt Ihr nicht den Krach gehört? Habt Ihr nicht das Ding fallen sehen? Schaut dorthin!«

Garey deutete bei diesen Worten zu dem Vogel hinauf.

»Wir müssen zugleich gefeuert haben.«

Während der Indianer dies sagte, deutete er auf sein Gewehr, welches noch aus der Mündung rauchte.

»Schaut her Indianer, ob wir zugleich gefeuert haben oder nicht zugleich, das kümmert mich weniger, als das Wedeln eines Biberschwanzes; aber ich habe den Vogel aufs Korn genommen, ich habe ihn getroffen und meine Kugel hat ihn herabgebracht.«

»Ich denke, dass ich ihn ebenfalls getroffen haben muss«, erwiderte der Indianer bescheiden.

»Doch nicht etwa mit dem flunkerschen Spielzeug da?« sagte Garen, indem er geringschätzig auf das Gewehr des anderen und dann stolz auf seine eigene braune, vom Wetter mitgenommene Büchse deutete, die er soeben ausgewischt hatte und wieder laden wollte.

»Spielzeug oder nicht!« erwiderte der Indianer; »sie sendet eine Kugel gerader und weiter, als irgend ein Gewehr, welches ich noch getroffen habe. Ich büрге dafür, dass sie die ihre durch den Leib des Reihers gesendet hat.«

»Schaut her, Mister – denn ich vermute, dass wir einen Gentleman, der so hübsch spricht und so hübsch aussieht, Mister nennen müssen, wenn er auch ein Indianer ist – es ist leicht auszumachen, wer den Vogel getroffen hat. Euer Ding schießt etwa fünfzig, Bärenötter aber neunzig aufs Pfund. Es ist nicht schwer zu sehen, welche das Ungeziefer durchbohrt hat. Wir werden es bald sehen.«

Und hiermit trat der Jäger auf den Baum zu, an welchem hoch oben der Reiher hing.

»Wie wollt Ihr ihn herab bringen?« rief einer von den Männern, welcher vorgetreten war, um das Ende dieses merkwürdigen Streites anzusehen.

Es erfolgte keine Antwort, denn alle sahen, dass Garey seine Büchse zu einem Schuss erhoben hatte. Der Knall folgte und der von seiner Kugel zersplitterte Zweig bog

sich unter der Last des Reiher. Der Vogel war aber von einer Doppelgabel aufgefangen worden und stak immer noch fest an dem zerbrochenen Holz.

Dem Schuss folgte ein Beifallsmurmeln. Die Männer waren nicht gewöhnt, über einen geringfügigen Vorfall ein lautes Hurrageschrei zu erheben.

Der Indianer, welcher sein Gewehr wieder geladen hatte, näherte sich jetzt.

Er zielte, traf den Zweig an dem zerschmetterten Punkt und schnitt ihn rein vom Baum ab. Der Vogel stürzte unter lauten Beifallsrufen der Zuschauer; besonders der mexikanischen und indianischen Jäger zu Boden und er wurde sogleich aufgehoben und untersucht.

Durch seinen Körper waren zwei Kugeln gegangen, eine jede von ihnen würde ihn getötet haben.

Auf dem Gesicht des jungen Jägers wurde ein Schatten eines unangenehmen Gefühls wahrnehmbar. Er war in Gegenwart so vieler Jäger jeder Nation auf diese Weise, im Gebrauch seiner Lieblingswaffe, geschlagen worden, und noch dazu von einem Indianer und noch schlimmer, von einer jener ›Pfefferkuchenflinten‹. Die Gebirgsmänner haben keinen Glauben an einen verzierten Schaft, oder einen schweren Kaliber. Eingelegte Büchsen, sagen sie, sind wie eingelegte Rasiermesser, nur dazu bestimmt, um sie an Grünschnäbel zu verkaufen.

Es war jedoch offenbar, dass die Büchse des fremden Indianers auch zum Schießen gemacht war.

Es bedurfte der ganzen Selbstbeherrschung des Trappers, um seinen Ärger zu verhehlen. Er begann, ohne ein Wort zu sagen, seine Büchse mit der Männern seines Berufs eigentümlichen stoischen Ruhe auszuwischen. Ich bemerkte,



dass er mit größerer Sorgfalt, als gewöhnlich lud, offenbar wollte er sich mit der bereits gemachten Probe nicht begnügen, sondern entweder den Indianer besiegen, oder selbst besiegt werden, wenigstens murmelte er dies seinen Kameraden zu.

Sein Gewehr war bald geladen. Er nahm es in den Arm und wendete sich zur Menge, die sich jetzt aus allen Teilen des Lagers herbei gefunden hatte.

»Es gibt eine Art zu schießen«, sagte er, »die eben so leicht, ist wie das Fällen von einem Baum. Ein jeder, der geradeaus durch ein Visier blicken kann, vermag es zu tun; aber es gibt eine andere Art, die nicht so leicht ist und die des Mutes bedarf.«

Hier blieb der Trapper stehen und blickte auf den Indianer, welcher ebenfalls wieder lud.

»Schaut her, Fremder«, fuhr er, zu dem letzteren gewendet fort, »habt Ihr in der Nähe einen Kameraden, der Euren Schuss kennt?«

Der Indianer antwortete nach kurzem Besinnen: »Ja.«

»Kann sich Euer Kamerad auf Euren Schuss verlassen?«

»O, ich glaube es; warum wünschen Sie das zu wissen?«

»Warum? – Ich will Euch einen Schuss zeigen, den wir mitunter in Bents Fort tun, um die Grünschnäbel zu kitzeln. Es ist kein besonders großer Schuss, aber er setzt die Nerven ein wenig auf die Probe. He Rube!«

»Geh zum Teufel! – Was willst du von mir?«

Dies wurde von einer energischen, zornigen Stimme gesprochen, welche aller Augen zu der Seite von welcher sie kam lenkte.

Auf den ersten Blick schien in dieser Gegend sich niemand zu befinden; wenn man aber sorgfältiger unter die

Baumstümpfe und Stämme schaute, so entdeckte man ein Individuum, welches an einem von den Feuern saß.

Es hätte sich schwer behaupten lassen, dass es ein menschlicher Körper sei, wenn nicht die Arme in diesem Augenblick in Bewegung gewesen wären. Der Rücken war der Menge zugewendet und der Kopf war vorwärts über das Feuer gebückt, und auf diese Weise sichtbar geworden. Der Gegenstand sah von da, wo wir standen, eher wie der Stumpf eines Cottonbaums in einer schmutzfarbigen Hirschhaut, als wie der Körper eines menschlichen Wesens aus. Wenn man näher kam und ihn von vorn ansah, unterschied man aber, dass es ein Mann war – wenn auch ein sehr sonderbarer – welcher ein langes Rippenstück aus Hirschfleisch in beiden Händen hielt und es mit seinen schlechten Zähnen benagte.

Die ganze Erscheinung dieses Individuums war eigentümlich und auffällig. Seine Kleidung – wenn man es Kleidung nennen konnte – war eben so einfach wie wild. Sie bestand aus einem Ding, welches einst vielleicht ein Jagdhemd gewesen war, aber jetzt eher aussah, wie ein lederner Sack mit aufgeschlitztem Boden und an die Seite genähten Ärmeln. Es war aus schmutzig brauner Farbe, an der Armhöhlung verschrumpelt, in dieser Gegend geflickt und über und über fettig – der Schmutz saß in einer dicken Rinde darauf. Einst hatte sich eine Kapuze daran befunden, diese war aber offenbar von Zeit zu Zeit zum Flicker und zu anderen Zwecken verwendet worden, so dass man kaum noch eine Spur davon erblickte. Die Beinkleider und Mokassins waren von gleicher Art, wie das Hemd, und schienen aus derselben Haut gemacht zu sein. Auch sie waren schwarzbraun, geflickt, verschrumpelt und fettig. Sie trafen

nicht zusammen, sondern ließen ein Stück des Knöchels nackt, und dieser war ebenfalls schmutzig braun wie die Hirschhaut. Es war weder ein Unterhemd, noch eine Weste, oder ein anderes Kleidungsstück zu sehen, mit Ausnahme einer eng anschließenden Mütze, die einst Katzenfell gewesen, aber die Haare waren völlig abgetragen und hatten nur eine fettige lederartige Oberfläche zurückgelassen, die den übrigen Teilen der Kleidung vollkommen entsprach.

Mütze, Hemd, Beinkleider und Mokassins sahen aus, als ob sie seit dem Tag, wo er sie zum ersten male anprobiert – und das mochte manches Jahr her sein – nie ausgezogen worden wären. Das Hemd war offen und ließ die nackte Brust und Kehle sehen – und diese waren eben so, wie das Gesicht. Die Hände und Knöchel waren von der Sonne gerbt und vom Feuer zur Farbe des angelaufenen Kupfers geräuchert worden. Der ganze Mann – Kleider und alles – sah aus, als wäre er geräuchert.

Sein Gesicht verkündete einen Sechziger; die Züge waren scharf und etwas adlerartig, und das kleine Auge dunkel, schnell beweglich und durchdringend. Sein Haar war schwarz und kurz geschnitten; sein Teint war ursprünglich brünett gewesen, wenn er auch nichts von dem Franzosen oder Spanier in seiner Physiognomie hatte; er gehörte wahrscheinlich der schwarzen sächsischen Rasse an.

Als ich auf diesen Mann blickte – denn ich war, von einem Instinkt der Neugier bewogen, auf ihn zu geschritten, kam mir der Gedanke, dass er, von der Sonderbarkeit seiner Kleidung unabhängig, etwas seltsames an sich habe. Es schien etwas eigentümliches an seinem Kopf zu sein, etwas zu fehlen. Was war es?

Meine Vermutungen dauerten nicht lange. Als ich gerade

vor ihn gelangt war, sah ich, was ihm fehlte – es waren seine Ohren!

Diese Entdeckung flößte mir ein dem Grausen verwandtes Gefühl ein. Es ist etwas Schauriges, einen Mann ohne Ohren zu sehen. Es lässt auf ein entsetzliches Drama, eine entsetzliche Szene grausamer Rache schließen. Es bringt einen auf die Idee eines begangenen Verbrechens und einer auferlegten Strafe.

Diese Gedanken drängten sich durch meinen Geist, als ich mich plötzlich an eine Bemerkung erinnerte, die Seguin am vorigen Abend gemacht hatte. Dies ist also die Person, von welcher er sprach, dachte ich, und mein Geist war zufriedengestellt.

Nachdem der alte Bursche seine Antwort gegeben, blieb er eine Zeitlang, mit dem Kopf zwischen den Knien kauend, murmelnd und knurrend, wie ein magerer Wolf, der über eine Störung in seiner Mahlzeit erzürnt ist, sitzen.

»Komm her, Rube, ich brauche dich«, fuhr Garey in halb bittendem Tone fort.

»Und wenn du mich auch brauchst, so wird dieses Kind sich doch um keinen Pflock verrücken, bis er diese Rippe hier abgeputzt hat – das tut er gewiss nicht? «

»Geh zum Teufel Mann und beeile dich!« und der ungeduldige Jäger ließ den Kolben seiner Büchse auf den Boden fallen und erwartete ihn mit mürrischem Schweigen.

Nachdem der alte Rube noch einige Minuten gekaut, gemurmelt und geknurrte hatte, richtete er langsam seinen magern Leichnam auf und schritt zu der Menge heran.

»Was willst du, Billy?« fragte er den Trapper.

»Ich möchte, dass du dies hältst«, antwortete Garey, indem er ihm eine runde weiße Muschel, etwa von der Größe

einer Taschenuhr hinreichte, von welcher Art viele auf dem Boden verstreut waren.

»Ist es eine Wette, Junge?«

»Nein, das ist es nicht!«

»Verschwendest du nicht dein Pulver?«

»Ich bin von jenem Indianer im Schießen besiegt worden«, erwiderte der Trapper leise.

Der Alte blickte zu der Seite, wo der Indianer aufrecht und majestätisch im vollen Glanz seiner Federn stand. Man nahm keine Spur von Triumph oder Renommisterei an ihm wahr, während er in einer ziemlich ruhigen und würdevollen Haltung auf seiner Büchse lehnte.

An der Art, wie ihn der alte Rube beschaute, konnte man erkennen, dass er ihn schon früher gesehen hatte, wenn auch nicht in diesem Lager. Nachdem er ihn vom Kopf bis zum Fuß betrachtet und eine Zeitlang seine Blicke auf ihm hatte ruhen lassen, entflohen seinen Lippen ein leises Murmeln, welches plötzlich mit dem Worte Coco endigte.

»Eine Coco, meinst du?« fragte jener mit sichtbarem Interesse.

»Bist du blind, Bill, siehst du seine Mokassins nicht?«

»Ja, du hast recht, aber ich bin zwei Jahre in dem Stamm gewesen und habe keinen solchen Mann dort gesehen.«

»Er war nicht da.«

»Wo denn?«

»Wo es nicht viele Rothäute gibt. Er kann vielleicht gut schießen; er hat es einst getan – den Nagel aus dem Schwarzen.«

»Du hast ihn also gekannt?«

»Jawohl, einst – eine hübsche Squaw, – ein hübsches Mädchen! – Wohin soll ich gehen?«

Ich dachte, dass Garey geneigt schien, das Gespräch fortzusetzen. Sein Benehmen zeigte ein offenes Interesse, als der andere das Wort Squaw nannte. Vielleicht hatte er eine zärtliche Erinnerung; da er aber den anderen sich zum Fortgehen anschicken sah, deutete er nach einer sich östlich hinstreckenden Lichtung und antwortete einfach:

»Sechzig!«

»Nimm meine Klauen in Acht, hörst du? Die Indianer haben sie rar gemacht. Dieses Kind kann keine weiter entbehren.«

Der alte Trapper sagte dies mit einer Schwenkung seiner rechten Hand. Ich bemerkte, dass der kleine Finger abgeschnitten war.

»Fürchte nichts, Old Nag!« war die Antwort, und hierauf entfernte sich der verräucherte Alte mit langsamem und regelmäßigem Schritt, welcher bewies, dass er die Entfernung maß.

Als er den sechzigsten Schritt getan hatte, wendete er sich um und stellte sich mit den Hacken zusammen aufrecht hin. Hierauf streckte er seinen rechten Arm aus, erhob ihn, bis seine Hand sich auf gleicher Höhe mit seiner Schulter befand, hielt die Muschel mit der flachen Seite nach vorn zwischen seinen Fingern und schrie zurück.

»Nun Bill, schieße und sei verdammt!«

Die Muschel war etwas konkav und mit der Höhlung nach vorn gewendet. Der Daumen und Zeigefinger reichten halb um dieselbe, so dass ein Teil des Randes verborgen war, und die dem Schützen zu gewendete Oberfläche hatte keinen größeren Umfang, als das Zifferblatt einer gewöhnlichen Uhr.

Dies war ein furchtbarer Anblick. Er ist unter den Ge-

birgsmännern nicht so häufig wie die Reisenden erzählen. Der Schuss beweist die Geschicklichkeit des Schützen, erstens, wenn er glücklich ist, indem er die Kraft und Festigkeit seiner Nerven beweist, zweitens durch das Vertrauen, welches der andere darein setzt und auf diese Weise durch ein stärkeres Zeugnis, als einen Eid bestätigt. Auf alle Fälle ist das Halten des Zielerers wenigstens eben so wichtig, wie das Treffen desselben.

Es gibt viele Jäger, die den Schuss tun wollen, aber nur wenige welche zu bewegen sind, die Muschel zu halten.

Es war ein furchtbarer Anblick und meine Nerven bebten, während ich darauf hinsah. Viele andere fühlten das Gleiche, niemand mischte sich ein. Es waren nur wenige zugegen, die es gewagt haben würden, selbst wenn diese beiden Männer Vorbereitungen getroffen hätten, um auf einander zu feuern. Beide waren unter ihren Kameraden angesehene Männer – Trapper der ersten Klasse.

Garey atmete tief, stellte sich fest mit der Ferse seines linken Fußes einige Zoll vor der Höhlung seines rechten auf, sodann erhob er seine Büchse, warf den Lauf über seine linke Hand und rief seinem Kameraden zu:

»Fest! Alter Haut- und Knochen-Mann, hier kommt er!«

Die Worte waren kaum heraus, als die Büchse angelegt wurde.

Auf einen Augenblick herrschte eine Totenstille und aller Augen waren auf das Ziel gewendet. Dann kam der Krach, und man sah die Muschel, in fünfzig Trümmer zersplittert hinwegfliegen.

Die Menge erhob ein Beifallsgeschrei. Der alte Rube bückte sich, um eines von den Stücken aufzuheben und schrie, nachdem er es einen Augenblick betrachtete, mit lauter

Stimme:

»Gerade in die Mitte! – Bei Gott!«

Der junge Trapper hatte tatsächlich das Ziel ins Zentrum getroffen, wie es der blaue Fleck der Kugel bezeugte.

## **Fünftes Kapitel**

### **Ein Tellschuss**

Aller Augen wendeten sich jetzt auf den fremden Indianer. Er hat während der soeben beschriebenen Szene schweigend dagestanden und ruhig zugesehen. Sein Auge schweift jetzt über den Boden und scheint einen Gegenstand zu suchen.

Zu seinen Füßen liegt eine kleine Winde; welche unter dem Namen des Präriekürbis bekannt ist; sie ist kugelförmig, von der Größe einer Orange und an Farbe einer solchen nicht unähnlich. Er bückt sich und pflückt sie ab. Er scheint sie mit großer Aufmerksamkeit zu besichtigen und balanciert sie auf seiner Hand, als ob er ihr Gewicht berechne.

Was beabsichtigte er hiermit zu tun? Wird er sie in die Höhe werfen und in der Luft seine Kugel hindurch senden – was sonst?

Seine Bewegungen werden schweigend beobachtet; beinahe sämtliche Skalpjäger, sechzig bis siebzig an der Zahl, sind in der Nähe, nur Seguin, ist mit dem Doktor und wenigen anderen in einiger Entfernung mit dem Aufschlagen eines Zeltes beschäftigt. Garey steht, von seinem Triumph einigermaßen erfreut, aber doch nicht ohne Besorgnis, dass



er noch besiegt werden könne, auf der Seite. Der alte Rube ist an das Feuer zurückgegangen und röstet sich eine zweite Rippe.

Der Kürbis scheint den Indianer zufriedenzustellen – zu welchem Zwecke er ihn auch bestimmen mag. Ein langes Knochenstück – der Schenkelknochen des Kriegers, hängt an seiner Brust. Es ist merkwürdig geschnitzt und mit Löchern versehen, wie ein musikalisches Instrument. Es ist tatsächlich auch eines.

Er setzt es an seine Lippen, indem er die Löcher mit seinen Fingern zudeckt. Er lässt drei sonderbare, aber laute scharfe Töne erschallen; dann senkt er das Instrument wieder und blickt nach Osten in den Wald. Die Augen aller Anwesenden heften sich auf dieselbe Gegend. Die Jäger bleiben unter dem Einfluss einer rätselhaften Neugier schweigend stehen oder sprechen nur mit leisem Murmeln.

Die drei Töne werden, wie vom Echo, durch ein gleiches Signal beantwortet. Offenbar hat der Indianer einen Kameraden im Wald; dennoch scheint aber keiner unter der Schar etwas von ihm oder seinem Kameraden zu wissen – Ja. Einer tat es.

Es ist Rube.

»Schaut her, Jungs!« ruft er, über seine Schulter schielend. »Ich wette diese Rippe gegen ein Stück zähen Büffelfleisches, dass Ihr das hübscheste Mädchen sehen werdet, auf das Ihr je Eure Augen geworfen habt.«

Es erfolgte keine Antwort. Wir sehen der erwarteten Ankunft zu aufmerksam entgegen.

Wir vernehmen ein Rascheln, als ob jemand die Büsche hinweg schiebe – den Tritt eines leichten Fußes – das abbrechen von Zweigen. Ein heller Gegenstand zeigt sich im

Laub; es kommt jemand, durch das Gebüsch - es ist ein Weib.

Es ist ein indianisches Mädchen in einem eigentümlich malerischen Kostüm.

Sie schreitet aus dem Gebüsch und kommt dreist auf die Menge zu. Die Augen aller sind mit Blicken des Erstaunens und der Bewunderung auf sie geheftet. Wir durchforschen ihr Gesicht und ihre Gestalt und ihre auffallende Kleidung.

Ihre Gewänder sind denen des Indianers nicht unähnlich und auch in anderer Beziehung herrscht eine Gleichartigkeit zwischen ihnen. Die Tunika ist reich besetzt und mit buntgefärbten Stachelschweinborsten gestickt. Sie ist um die Mitte des Leibes befestigt und endet mit einem Saum aus Muscheln, die bei jeder Bewegung aneinander schlagen.

Ihre unteren Glieder sind in Beinkleider aus Scharlach-  
tuch gehüllt, welche gleich der Tunika gesäumt sind und bis an die Knöchel reichen, wo sie über die Mokassins gehen. Die letzteren sind weiß, mit gefärbten Stachelschweinborsten gestickt und schließen eng an ihren kleinen Fuß.

Ein Wampum-Gürtel schließt die Tunika an ihren Leib und lässt einen vollen Busen und die wellenförmigen Umrisse eines erwachsenen Weibes erkennen. Ihr Kopfputz ist dem ihres Gefährten ähnlich, aber kleiner und leichter, und ihr Haar hängt, wie das seine, lose, bis beinahe auf den Boden hinab. Ihr Hals, Nacken und ein Teil ihres Busens sind nackt und - mit Perlenschnüren von verschiedenen Farben behangen.

Der Ausdruck ihres Gesichts ist hoch und edel; ihr Auge liegt schief, die Lippen kommen in einer doppelten Kurve zusammen und der Nacken ist voll und gerundet; ihre Far-

be ist indianisch, aber eine purpurne Röte, welche sich durch das braun auf ihren Wangen hervor ringt, gibt ihrem Gesicht den malerischen Ausdruck, welchen man an den Quadronen aus Westindien wahrzunehmen pflegt.

Sie ist ein Mädchen, wenn auch vollkommen erwachsen und kühn entwickelt; ein Typus der Gesundheit und wilden Schönheit.

Während ihrer Annäherung gaben die Männer unverhohlen ihre Bewunderung zu erkennen. Unter den Jagdhemden klopfen Herzen, welche selten von den Reizen der Frauen träumen.

In diesem Augenblick fällt mir das Äußere des jungen Garey auf. Sein Gesicht hat sich verlängert, das Blut ist aus seinen Wangen zurückgetreten, seine Lippen sind weiß und zusammengepresst, und um seine Augen haben sich dunkle Ringe gebildet. Sie drücken Zorn aus, aber es liegt außerdem noch eine Bedeutung in ihnen.

Ist es Eifersucht? – Ja.

Er ist hinter einen von seinen Kameraden getreten, als ob er nicht gesehen zu werden wünsche. Die eine Hand spielt unwillkürlich mit dem Griff seines Messers, die andere hat den Lauf seiner Büchse umfasst, als wolle er ihn zwischen seinen Fingern zerdrücken.

Das Mädchen kommt heran, der Indianer übergibt ihr den Kürbis und flüstert einige Worte in einer unbekanntenen – wenigstens mir unbekanntenen – Sprache. Sie nimmt ihn, ohne eine Antwort zu geben und schreitet zu der Stelle, wo Rube gestanden hat und die ihr von ihrem Gefährten angewiesen worden ist.

Sie erreicht den Baum und bleibt vor ihm stehen, indem sie sich umdreht, wie es der Trapper getan hatte.

Es lag etwas dramatisches, etwas so theatrales in dem ganzen Vorgang, dass wir bis jetzt sämtlich in Schweigen die Entwicklung erwartet hatten. Jetzt wussten wir, was es sein sollte und die Männer begannen zu sprechen.

»Er will den Kürbis aus der Hand des Mädchens schießen«, meinte ein Jäger.

»Das wäre kein großer Schuss«, fügte ein anderer hinzu und dies war im Stillen auch die Ansicht der meisten Anwesenden.

»Pah! Es besiegt Garey nicht, wenn er ihn auch trifft!« rief ein Dritter.

Was war unser Erstaunen, als wir sahen, wie das Mädchen seinen Federreif abwarf, den Kürbis auf den Kopf legte, die Arme über den Busen kreuzte und so ruhig und unbeweglich, als wäre sie aus dem Baum geschnitzt, vor uns dastand.

Es erhob sich ein Murmeln unter der Menge. Der Indianer nahm eben seine Büchse auf, um zu zielen, als ein Mann hervorstürzte, um ihn daran zu verhindern – es ist Garey.

»Nein, das dürft Ihr nicht!« rief er, indem er die erhobene Büchse anfasste. »Sie hat mich betrogen das ist klar – aber ich will das Mädchen, welches mich einst geliebt, oder gesagt hat, dass sie es tue, auf diese Weise nicht in der Falle sehen. Nein, Bill Garey wird nicht dabeistehen und zusehen.«

»Was ist das?« schrie der Indianer mit Donnerstimme. »Wer wagt es mich zu unterbrechen.«

»Ich wage es«, entgegnete Garey. »Sie ist jetzt Euer, das kann ich mir denken; Ihr mögt sie nehmen, wo Ihr wollt – und dies dazu«, fuhr er fort, indem er den gestickten Pfeifenbeutel abriss und dem Indianer vor die Füße warf; »aber

Ihr dürft sie nicht niederschließen, während ich dabeistehe.«

»Mit welchem Recht unterbrecht Ihr mich - meine Schwester fürchtet sich nicht, und ...«

»Eure Schwester!«

»Ja, meine Schwester!«

»Und ist jene Eure Schwester?« fragte Garey eifrig, indem sich sein Wesen und der Ausdruck seines Gesichts plötzlich veränderte.

»Sie ist es; ich habe gesagt, dass sie es ist.«

»Und seid Ihr El Sol?«

»Ja.«

»Ich bitte Euch um Verzeihung, aber ...«

»Ich verzeihe Euch; lasst mich!«

»O Sir, tut es nicht! Nein, nein, sie ist Eure Schwester, und ich weiß, dass Ihr das Recht habt; aber es ist nicht notwendig. Ich habe von Eurem Schießen gehört, ich gebe zu, dass Ihr mich besiegen könnt; um Gottes Willen, wagt es nicht - wenn Ihr Euch etwas aus ihr macht, tut es nicht.«

»Es hat keine Gefahr, ich werde es Euch zeigen.«

»Nein, nein, wenn Ihr denn müsst, so lasst mich es tun, ich will den Kürbis tragen. O, lasst mich es tun!« murmelte der Jäger flehend.

»Hallo Bill, was hat der Spektakel zu bedeuten?« rief Rube indem er herankam. »Zum Henker Mann, wir wollen den Schuss sehen. Ich habe schon davon gehört. Sei nicht furchtsam, du Narr! Er wird es tun, wie der Wind - er wird es.«

Und als der alte Trapper dies sagte, erfasste er seinen Kameraden am Arm und zog ihn von dem Indianer weg.

Das Mädchen war während dieser Szene still stehen geblieben, ohne, wie es schien, den Grund der Unterbrechung

zu kennen. Gareys Rücken war ihr zugewendet und die Entfernung so wie eine zweijährige Trennung verhinderte sie ohne Zweifel, ihn zu erkennen.

Ehe Gary sich wieder umwenden konnte, um den Indianer am Schießen zu verhindern, lag die Büchse bereits an dessen Schulter. Sein Finger lag am Drücker und sein Auge blickte durch das Visier. Es war zu spät, um sich einzumischen. Jeder Versuch dies zu tun, konnte das gefürchtete Resultat herbeiführen. Der Jäger sah dies als er sich umwandte, blieb stehen und wagte kaum Atem zu holen.

Es war für uns alle ein Augenblick entsetzlicher Spannung – ein Augenblick tiefer Bewegung, der Stille des Grabes ähnlich – keiner schien einen Atemzug zu tun, aller Augen waren auf den gelben Gegenstand geheftet, welcher wie erwähnt, nicht größer war, wie eine Orange. O Gott, wird der Schuss denn nie kommen?

Er kam. Der Blitz – der Krach der Feuerstrom – das wilde Hurra – das Vorwärtsstürzen – alles war gleichzeitig. Wir sehen die zerschossene Frucht hinwegfliegen – das Mädchen stand immer noch fest sie war unversehrt.

Ich lief mit den übrigen hin. Der Rauch blendete mich auf einen Augenblick, ich hörte die schrillen Töne der Pfeife des Indianers, ich blickte vorwärts. Das Mädchen war verschwunden.

Als wir an den Punkt wo sie gestanden hatte kamen, hörten wir ein Rascheln im Gebüsch, einen sich entfernenden Schritt. Wir wussten, dass sie es war, aber wir wurden von einem Instinkt der Delikatesse und dem Bewusstsein, dass es dem Wunsch ihres Bruders entgegen sein würde verhindert, ihr zu folgen.

Wir fanden die Trümmer des Kürbis auf dem Boden ver-

streut. Wir fanden die Spuren des Bleis auf ihnen. Die Kugel selbst war in die Rinde des Baums gedrungen und einer von den Jägern begann, sie mit der Spike seines Bowiemessers herauszugraben.

Als wir uns abwendeten, um zurückzukehren, sahen wir, dass der Indianer hinweg geschritten war und jetzt ungedrungen und vertraulich mit Seguin plauderte. Bei unserer Rückkehr auf den Lagerplatz bemerkte ich, wie Garey sich bückte und einen schimmernden Gegenstand aufhob. Es war das Liebespfand, welches er wieder an seine gewohnte Stelle, an seinen Hals hing. Nach seinem Blick und der Art, wie er es behandelte, war es unverkennbar, dass er dieses Erinnerungszeichen jetzt mit größerer Achtung als je betrachtete.

## **Sechstes Kapitel**

### **Ein Schweifschuss**

Ich war in eine Art von Träumerei versunken; mein Geist beschäftigte sich mit den Ereignissen, von welchen ich soeben Zeuge gewesen war, als eine Stimme, welche ich als die des alten Rube erkannte, mich aus meiner Zerstreung erweckte.

»Schaut hier, Jungen! Der alte Rube verschwendet kein Blei, aber wenn ich nicht den Schuss des Indianers übertreffe, so mögt Ihr mir die Ohren abschneiden.«

Ein lautes Gelächter begrüßte diese Anspielung des Trappers auf seine Ohren, die, wie wir bemerkt haben, bereits so dicht abgeschnitten waren, dass weder ein Messer, noch

eine Schere, noch etwas daran zu tun vermochte.

»Wie willst du es machen, Rube?« rief einer von den Jägern. »wollt Ihr das Ziel von Eurem eigenen Kopf schießen?«

»Ihr sollt es sehen, wenn Ihr warten wollt«, erwiderte Rube, indem er zu dem Baum schritt und eine lange schwere Büchse, welche an denselben gelehnt war, nahm und sie sorgfältig auswischte.

Die Aufmerksamkeit aller wurde jetzt auf die Manöver des alten Trappers gelenkt. Man erschöpfte sich in Vermutungen über seine Pläne. Was konnte er zur Verdunklung des soeben getanen Schusses ausführen? Niemand vermochte es zu erraten.

»Wenn ich ihn nicht übertreffe«, fuhr er murmelnd. fort, während er seine Büchse lud, »so könnt Ihr dem alten Rube den kleinen Finger von seiner rechten Pfote schneiden.«

Ein zweites Gelächter erhob sich, da alle wussten, dass ihm gerade dieser Finger fehlte.

»Ja«, fuhr er fort, indem er auf die ihn umgebenden Gesichter blickte, »Ihr mögt mich skalpieren, wenn ich es nicht tue.«

Diese Bemerkung erregte ein abermaliges Gelächter, denn obgleich die Katzenfellmütze tief über seinen Kopf gezogen war, wussten doch alle Anwesenden, dass der alte Rube keinen Skalp mehr besaß.

»Wie wollt Ihr es aber tun? Sagt uns das, Old Nag.«

»Seht Ihr das?« fragte der Trapper, indem er eine Frucht des Pitahayakaktus, die er soeben abgepflückt und von ihren kleinen Stacheln befreit hatte, in die Höhe hielt.

»Ja, ja!« riefen mehrere Stimmen.

»Ihr seht es also? Nun, Ihr bemerkt, dass es nicht halb so



groß ist, wie der Kürbis des Indianers; Ihr seht das doch auch?»

»O gewiss, jeder Narr müsste das sehen.«

»Nun, was sagt Ihr dazu, wenn ich es auf sechzig Schritte mitten hindurch schieße?«

»Was!« riefen mehrere, indem sie getäuscht die Achseln zuckten.

»Wenn Ihr es auf eine Stange steckt, so kann es jeder von uns tun, selbst Barney würde es mit seiner alten Muskete herunterschießen können – nicht, Barney?«

»Wahrhaftig, ich könnte es versuchen«, antwortete ein kleiner auf eine Muskete gestützter Mann, der eine einst himmelblaue zerrissene Uniform trug.

Ich hatte bereits dieses Individuum mit einiger Neugier betrachtet, da mir teils sein eigentümliches Kostüm auffiel, besonders aber wegen der roten Farbe seiner Haare, das rötete, welches ich je gesehen hatte. Es trug die Spuren einer strengen Kasernendisziplin, – das heißt, es war abrasiert worden und wuchs jetzt, kurz und dick und starr und von der Farbe einer abgeschabten Mohrrübe, aus Barneys kleinem runden Kopf.

Es war unmöglich, Barneys Nationalität zu verkennen. Jeder Narr hätte sie erkannt, wie die Trapper zu sagen pflegen.

Was hatte ein solches Individuum an einen solchen Ort gebracht? – Ich stellte diese Frage und erhielt bald Aufklärung. Er war Soldat an einem Grenzposten – einer von Onkel Sams Himmelblauen gewesen. Er war des Schweinefleischessens und Riemenputzens in Begleitung eines zu reichlichen Beigeschmacks des Ochsenziemers müde geworden, mit einem Worte, Barney war ein Deserteur. Wie

er heißen mochte, weiß ich nicht, aber man nannte ihn O'Cork – Barney O'Cork.

Seine Antwort auf die Frage des Jägers wurde mit Lachen begrüßt.

»Jeder von uns«, fuhr der Trapper fort, »könnte eine Persimone auf diese Weise durchschießen; aber es ist ein mächtiger Unterschied, wenn man durch das Visier ein Mädchen, wie jenes sieht.«

»Ihr habt Recht«, sagte ein anderer Jäger; »es wird einem dabei ganz sonderbar um die Gelenke zu Mute.«

»Heilige Mutter Gottes! War es nicht eine Schönheit?« rief der kleine Ire mit einem Nachdruck, welcher die Trapper wieder in lautes Gelächter versetzte.

»Pah!« rief Rube, der jetzt mit Laden fertig war, »Ihr seid eine Bande von kichernden Narren – das seid Ihr. Wer hat von einer Squaw palavert? Ich habe ebenso gut, wie der Indianer, eine alte Squaw – sie wird diesem Kind das Ding halten – sie wird es.«

»Eine Squaw – Ihr eine Squaw! ha, ha, ha!«

»Ja, Old Nag, ich habe eine Squaw, die ich nicht für zwei von seinen vertauschen würde. Ich will mich auf die Beine machen und die Alte holen. Haltet die Mäuler und wartet – wollt Ihr?«

Hiermit schulterte der geräucherte alte Sünder seine Büchse und schritt in den Wald.

Ich sowie mehrere andere, erst in der letzten Zeit Gekommene, welche Rube nicht kannten, begann zu denken, dass er eine alte Frau habe. Es war kein Frauenzimmer in der Nähe des Lagers zu sehen. Vielleicht war sie aber im Wald versteckt. Die Trapper welche ihn kannten, schienen jedoch zu verstehen, dass der alte Bursche einen besonderen

Streich vorhabe und dass dies bei ihm nichts Neues war.

Wir wurden nicht lange in Ungewissheit erhalten. Nach wenigen Minuten sah man Rube zurückkehren und an seiner Seite das ›alte Weib‹ in Gestalt eines langen, magern, hochbeinigen Mustangs, der sich bei näherer Besichtigung als eine Stute erwies. Dies war also Rubes Squaw und sie war ihm, mit Ausnahme der Ohren, keineswegs unähnlich. Sie hatte, wie ihre ganze Rasse, lange Ohren – gerade so wie das Tier, auf welchem Don Quixote gegen die Windmühlen Sturm lief. Die langen Ohren gaben ihr ein maultierartiges Aussehen – aber es war nur dem Anschein nach – sie war, wenn man sie aufmerksam untersuchte, ein reiner Mustang. Sie schien früher die gelbliche Farbe, welche bei den mexikanischen Pferden gewöhnlich ist besessen zu haben; aber die Zeit und die Narben hatten sie einigermaßen metamorphosiert und an ihrem ganzen Körper, besonders aber am Hals und Kopf, herrschte graues Haar vor. Die letzteren Teile sahen schmutzig gesprenkelt aus. Sie keuchte stark und in regelmäßigen Zwischenräumen von mehreren Minuten erhob sich ihr Rücken mit einem Ruck, als ob sie mit den Hinterbeinen auszuschlagen versuche und es nicht könne. Sie war dünn, wie ein Pfosten, und trug ihren Kopf unter dem Niveau ihrer Schultern, aber in den Blinzeln ihres einzigen Auges – denn sie hatte nur eines – lag etwas, welches einem verkündete, dass sie noch auf lange Zeit nicht die Absicht habe, den Geist aufzugeben.

Dies war das alte Weib, welches Rube zubringen versprochen hatte, und sie wurde, als er sie heranzuführte, von einem lauten Lachen begrüßt.

»Nun schaut her, Jungs«, sagte er, indem er vor der Men-

ge Halt machte. »Ihr könnt lachen und schnattern und grinsen, bis Ihr Leibschmerzen kriegt – das mögt Ihr – aber dieses Kind wird dem Schuss jenes Indianers den Glanz nehmen – das wird er oder wenn er es nicht tut, zerplatzen.«

Einige von den umstehenden bemerkten, dass es wahrscheinlich genug sei, und dass sie nur sehen möchten, auf welche Weise er es tue. Keiner, der den alten Rube kannte, bezweifelte, dass er einer von den allerbesten Schützen im Gebirge und vielleicht dem Indianer vollkommen gleich sei; aber es war die Art und die Umstände, was dem Schuss des letzteren solchen Eklat gegeben hatte. Es kam nicht alle Tage vor, dass sich ein schönes Mädchen bereithalten ließ, sich so dem Feuer auszusetzen, wie es die Squaw getan hatte, und nicht jeder Jäger würde es gewagt haben, auf ein so aufgestelltes Ziel zu feuern. Die Merkwürdigkeit des Schusses lag in seiner Neuheit und Eigentümlichkeit. Die Jäger hatten oft auf ein Ziel gefeuert, welches ein anderer in seiner Hand hielt; dagegen gab es aber nur Wenige, welche Lust gehabt hätten, es auf ihrem Kopf zu tragen. Wie sollte also Rube dem Schuss jenes Indianers den Glanz nehmen? Dies war die Frage, welche ein jeder dem anderen stellte und die endlich an Rube selbst direkt erging.

»Macht Eure Fleischfalle zu«, rief er, »ich werde es Euch zeigen. Erstens seht Ihr alle, dass diese Stachelbirne nicht mehr als halb so groß wie der Kürbis ist.«

»Ja, gewiss«, antworteten mehrere Stimmen.

»Das ist ein Umstand zu seinen Gunsten, nicht wahr?«

»Ja, ja!«

»Nun, hier ist ein zweiter. Der Indianer hat sein Ziel vom Kopf geschossen – dieses Kind wird aber das seine vom Schwanz weg pirschen. Könnte Euer Indianer das tun – He,

Jungs?«

»Nein, nein.«

»Übertrifft das ihn, oder nicht?«

»Es übertrifft ihn – ja, das tut es – weit besser – hurra!«  
schrien mehrere Stimmen mit gellendem Gelächter.

Kein Einziger widersprach, da die Jäger, denen der Scherz gefiel, gespannt waren, ihn ausführen zu sehen.

Rube hielt sie nicht lange auf. Er ließ seine Büchse in den Händen seines Freundes Garey und führte die alte Stute zu der Stelle, wo das indianische Mädchen gestanden hatte. Hier hielt er an.

Wir alle erwarteten, ihn das Tier mit der Seite nach uns aufstellen zu sehen, wodurch sein Körper aus dem Bereich der Kugel kam. Es zeigte sich aber bald, dass dies nicht die Absicht des alten Burschen war. Es würde das Aussehen der Sache verloren haben, wenn er es getan hätte und diese Idee ging ihm ohne Zweifel im Kopf herum. Er wählte eine Stelle, wo der Boden ein wenig vertieft war, und führte den Mustang vorwärts, bis dessen Vorderfüße in der Höhlung standen. Auf diese Weise war der Schweif höher, als der Körper.

Nachdem er es mit dem Hinterteil gegen das Lager aufgestellt, flüsterte er ihm etwas in die Ohren, ging herum legte die Birne auf die höchste Kurve des Schweifstumpfes und kam dann langsamen Schrittes zurück.

Ob wohl die Stute stehen blieb?

In dieser Hinsicht war nichts zu befürchten, sie war dazu abgerichtet worden, länger, als jetzt von ihr verlangt wurde an einer Stelle zu bleiben.

Das Aussehen der alten Stute, von welcher nichts mehr sichtbar war, als die Hinterbeine und Schenkel – denn die

Maultiere hatten ihr den Schweif abgenagt – hatte jetzt die Zuschauer – so mit Munterkeit erfüllt, dass die meisten sich die Seiten hielten.

»Haltet Euer Gackern, wollt Ihr?« sagte Rube, indem er seine Büchse erfasste und seinen Stand nahm.

Das Gelächter wurde unterbrochen, da niemand den Schuss zu stören wünschte.

»Nun, alter Bauchaufreißer, verschwende dein Futter nicht!« murmelte der Trapper seiner Büchse zu, die er im nächsten Augenblicke erhob und an die Wange gelegt hatte.

Kein einziger bezweifeln, dass Rube den Gegenstand, auf welchen er zielte, treffen würde. Es war ein Schuss, welcher häufig von den westlichen Büchschützen getan wurde – das heißt, ein Schuss auf ein Ziel von derselben Größe, in sechzig Schritt Entfernung. Ohne Zweifel würde Rube es getan haben, aber gerade in dem Augenblick, wo er abdrückte, erhob sich der Rücken der Stute zu einem von ihren periodischen Rucken und die Pitahaya fiel auf den Boden.

Die Kugel war aber bereits unterwegs streifte die Schulter des Tieres und ging durch eines von seinen Ohren.

Die Richtung wurde erst später bekannt, aber ihre Wirkung zeigte sich augenblicklich, denn die an ihrer reizbaren Stelle verwundete Stute, stieß ein halb menschliches Kreischen aus, schwankte und kam unter stetem Ausschlagen direkt in das Lager gesprungen.

Das laute Gelächter und Geschrei der Trapper – die eigentümlichen Ausrufe der Indianer – das Vaya und Viva der Mexikaner – das wilde Fluchen des alten Rube selbst – alles dies zusammen bildete ein Gemisch aus Tönen, von wel-

chem meine Feder keine Idee zu geben vermag.

## Siebentes Kapitel

### Das Programm

Ich hatte mich kurz darauf zur Cavallada begeben, um nach meinem Pferd zu sehen, als plötzlich der Klang des Hornes zu mir herüber erschallte. Es war ein den Leuten gegebenes Signal, um sie zusammen zu rufen, und ich kehrte zum Lager zurück.

Als ich es wieder betrat, stand Seguin noch immer mit dem Horn in der Hand vor seinem Zelt. Die Jäger sammelten sich um ihn.

Sie waren bald alle beisammen und erwarteten, in Gruppen bei einander stehend, dass der Anführer sprechen möge.

»Kameraden«, sagte Seguin, »Morgen brechen wir dieses Lager ab, um einen Zug gegen den Feind zu unternehmen. Ich habe Euch zusammengebracht, damit Ihr meine Pläne erfahren und mich mit Eurem Rat unterstützen mögt.«

Ein Beifallsmurmeln folgte dieser Ankündigung. Das Abbrechen eines Lagers ist stets eine gute Nachricht für Leute, die sich den Krieg zum Handwerk gemacht haben. Es schien eine gleiche Wirkung auf diese bunte Gruppe von Guerilleros zu üben.

Der Anführer fuhr fort:

»Es ist nicht wahrscheinlich, dass Ihr viele Kämpfe zu bestehen habt. Unsere Gefahren werden die der Wüste sein, aber wir wollen uns bemühen, uns auf die bestmögliche

Weise gegen sie zu verwahren.

Ich habe von zuverlässiger Seite gehört, dass unsere Feinde eben jetzt im Begriff sind, einen großen Zug zu unternehmen, um die Städte von Sonora und Chihuahua zu plündern.

Es ist ihre Absicht, wenn sie nicht auf Regierungstruppen stoßen, ihre Streifzüge bis nach Durango selbst auszudehnen. Beide Stämme haben sich zur Bewegung verbunden, und es ist anzunehmen, dass alle Krieger nach Süden gehen und ihr Land unbeschützt zurücklassen.

Ich gedenke daher, sobald ich ermitteln kann, dass sie fort sind, in ihr Gebiet zu dringen und mich zu der Hauptstadt der Navajos zu begeben.«

»Bravo! Bravo! Bueno! Hurra! Très-bien! – So gut wie Weizen!« und zahlreiche andere Ausrufe begrüßten diese Erklärung.

»Einige von Euch kennen die Absicht, in welcher dieser Zug unternommen werden soll, anderen ist sie unbekannt. Ich will sie Euch mitteilen. Er geschieht also, um ...«

»Um eine gute Quantität von Skalpen zu holen – was sonst?« unterbrach ein rauer brutal aussehender Bursche den Anführer.

»Nein, Kirker!« erwiderte Seguin, indem er sein Auge mit einem zornigen Ausdruck auf den Mann heftete. »Das ist es nicht. Wir erwarten, bloß auf Frauen zu stoßen – es darf kein einziger ein Haar auf dem Haupt eines indianischen Weibes berühren, ich werde keinen Weiber- oder Kinder- skalp bezahlen.«

»Wo wird dann unser Profit sein? Wir können sie nicht gefangen mitnehmen. Ich denke mir, dass wir selbst genug damit zu tun haben werden, wieder durch die Wüste zu-



rückzukommen.«

Die Frage schien die Gefühle anderer Mitglieder der Schar auszudrücken, und dieselben murmelten ihre Zustimmung.

»Ihr sollt nichts verlieren, alle Gefangene, die Ihr macht, sollen an Ort und Stelle gezählt werden und ein jeder bei unserer Rückkehr nach seiner Zahl Vergütung erhalten. Dafür Sorge ich.«

»O, das ist billig genug!« riefen mehrere Stimmen.

»Nun, es ist also ausgemacht – weder Frauen noch Kinder! Die Beute, welche Ihr macht, ist unseren Gesetzen nach euer Eigentum – aber es darf kein Blut vergossen werden, wenn es möglich ist es zu schonen; es klebt so schon genug an unseren Händen. Macht Ihr euch alle dazu verbindlich?«

»Ja, ja! oui, oui! – Alle! Todos! Todos!« riefen eine Menge von Stimmen, indem jeder in seiner Muttersprache antwortete.

»Diejenigen, welche nicht darein willigen, mögen sprechen.«

Diesem Vorschlag folgte eine tiefe Stille; alle machten sich verbindlich, dem Wunsch ihres Anführers zu gehorchen.

»Es freut mich, dass Ihr einstimmig seid. Ich will jetzt meine Absichten ausführlicher darlegen. Es ist nicht mehr als Recht, dass Ihr sie sogleich erfahrt.«

»Ja, lasst uns dies wissen«, grollte Kirker, »wenn wir nicht ausziehen sollen, um Skalpe zu holen.«

»Wir gehen also, um unsere Freunde und Verwandten zu suchen, die seit Jahren bei den wilden Feinden gefangen gehalten werden. Es gibt unter uns viele, welche Angehörige – Frauen, Schwestern und Töchter verloren haben.«

Ein beistimmendes Gemurmel, welches hauptsächlich von Männern in mexikanischem Kostüm ausging, bewies die Wahrheit dieses Ausspruches.

»Ich selbst gehöre zu dieser Zahl«, fuhr Seguin mit bebender Stimme fort; »ja, vor Jahren, langen Jahren bin ich von den Navajos meines Kindes beraubt worden. Ich habe vor kurzem erfahren, dass es noch am Leben ist und sich nebst vielen anderen weißen Gefangenen in der Hauptstadt befindet. Wir werden kommen, um sie zu befreien und ihren Freunden und ihrer Heimat zurückzugeben.«

Die Menge ließ ein Beifallsgeschrei und die Ausrufe: »Bravo! Wir wollen sie wieder holen! Vive le Kapitän - Viva el Gese!« - vernehmen.

Als die Stille wieder hergestellt war, fuhr Seguin fort:

»Ihr kennt unsere Absicht. Ihr habt sie gebilligt. Ich will Euch jetzt mit dem Plan bekannt machen, welchen ich zu ihrer Ausführung gefasst habe, und euren Rat anhören.«

Hier schwieg der Anführer einen Augenblick, während die Leute seine weiteren Mitteilungen erwarteten.

»Es gibt drei Pässe«, fuhr er endlich fort, »über die wir von dieser Seite in das Indianerland dringen könnten. Erstens die Straße des westlichen Puerto. Diese würde uns direkt zu den Navajosstädten führen.«

»Und warum sollten wir diese Straße nicht einschlagen?« fragte einer von den Jägern, ein Mexikaner; »ich kenne sie bis zu den Puercosstädten vollkommen.«

»Weil wir nicht an den Puercosstädten vorüber kommen könnten, ohne von Navajospionen gesehen zu werden. Es gibt dort stets eine Anzahl von ihnen. Ja, noch mehr«, fuhr Seguin mit einem Blick fort, der einen verborgenen Sinn verkündete, »wir würden am Rio del Norte nicht weiter

kommen können, ohne dass die Navajos unsere Annäherung erführen. Wir haben näher zu Hause auch Feinde.«

»Carrai, das ist wahr«, bemerkte ein Jäger in spanischer Sprache.

»Wenn sie etwas von unserer Annäherung erführen, – selbst wenn die Krieger südwärts gegangen wären, so seht Ihr ein, dass unsere Reise vergeblich sein würde.«

»Sehr wahr! Sehr wahr!« schrien mehrere Stimmen.

»Aus demselben Grund können wir nicht durch den Pass von Pelvidera gehen. Überdies ist in dieser Jahreszeit nur wenig Wild auf einem von diesen Wegen zu erwarten. Wir sind bei unseren gegenwärtigen Vorräten auf keinen längeren Zug gerüstet. Wir müssen durch eine Gegend ziehen, in welcher es Wild gibt, ehe wir in die Wüste dringen können.«

»Das ist wahr, Cap'tain; aber wenn wir über das alte Bergwerk gehen, so wird eben so wenig Wild anzutreffen sein. Welche andere Straße könnten wir aber einschlagen?«

»Es gibt noch eine Straße, welche mir besser als alle anderen zu sein scheint. Wir wollen südlich gehen und uns dann in westlicher Richtung quer über die Llanos zur alten Mission begeben. Von dort können wir nördlich in das Apachenland ziehen.«

»Ja, ja! Das ist der beste Weg, Kapitän.«

»Wir werden eine lange Reise haben, aber diese wird durch andere Vorteile aufgewogen. Wir werden die Büffel von Llanos finden. Überdies können wir uns überzeugen, dass unsere Zeit gut angewendet ist, da wir uns in den Pinnonhügeln, die die Aussicht auf den Kriegsweg der Apachen gewähren, verstecken und unsere Feinde vorüber kommen sehen werden.

Wenn sie nach Süden gegangen sind, können wir über den Gila setzen und uns am Azul oder Prieto aufwärts halten. Wenn der Zweck unserer Züge erfüllt ist, so werden wir auf dem nächsten Wege zu unserer Heimat zurückkehren.«

»Bravo! Viva! Das ist recht, Cap'tain! Das ist offenbar der beste Plan!« riefen die Jäger.

Keine einzige Stimme widersprach ihm. Das Wort Prieto erklang wie Musik in ihren Ohren. Es war ein magisches Wort, der Name des weit berühmten Flusses – an dessen Ufern die Trapper-Legenden schon seit langer Zeit das Eldorado, das weltberühmte Goldland verlegt hatten. Bei den Lagerfeuern der Trapper waren häufig genug Geschichten erzählt worden, welche alle darin übereinstimmten, dass das Gold hier klumpenweise auf der Erdoberfläche liege und die Flüsse mit seinen glänzenden Körnern erfüllt seien. Oftmals hatten die Trapper von einem Zug zu diesem unbekanntem Land gesprochen und es hieß, dass kleine Scharen wirklich hinein gedrungen seien, dass aber keiner von den Abenteurern je wieder zurückgekommen wäre.

Die Jäger sahen jetzt zum ersten Male die Aussicht, mit Sicherheit in diese Gegend zu dringen vor sich und ihr Geist erfüllte sich mit wilden romantischen Visionen. Nicht wenige von ihnen hatten sich Seguins Schar in der Hoffnung angeschlossen, dass dereinst gerade dieser Zug unternommen und der Goldberg erreicht werden würde. Man denke sich also die Gefühle, womit sie die Mitteilung Seguins aufnahmen, dass es seine Absicht sei, an den Prieto zu gehen. Bei der Nennung desselben lief ein Summen von eigentümlicher Bedeutung durch die Menge und die Leute wendeten sich mit zufriedenen Mienen zu einander.

»Morgen wollen wir also marschieren«, fügte der Anführer hinzu; »geht jetzt und trefft eure Vorbereitungen; wir brechen mit Sonnenaufgang auf.«

Sobald Seguin geschlossen hatte, entfernten sich die Jäger, um nach ihrem Gepäck zu sehen – eine Pflicht, die bald erfüllt war, da sich diese rauen Jäger nur wenig mit Lagergepäck schleppten.

Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und beobachtete eine Zeitlang die Bewegungen meiner wilden Gefährten und horchte auf ihre raue, in einer babylonischen Sprachverwirrung geführte Unterhaltung.

Endlich ging die Sonne unter und zu gleicher Zeit brach die Nacht ein.

Die Feuer wurden mit frischen Klötzen genährt, dass sie hoch aufloderten. Die Leute lagerten sich um dieselben, kochten, aßen, rauchten, sprachen laut und lachten über Geschichten, welche ihre wilden Gewohnheiten betrafen. Der rote Feuerschein fiel auf die gebräunten scharf markierten Gesichter, welche von dem Feuer des Cottonholzes ein noch wilderes Aussehen erhielten.

Die Bärte sahen jetzt dunkler aus und die Zähne schimmerten weißer unter ihnen hervor. Die Augen schienen tiefer eingesunken und ihre Blicke funkelnder und dämonischer geworden zu sein. Es war eine malerische Szene – Turbane, spanische Hüte, Federn und bunte Gewänder, – an die Bäume gelehnte Escopetten und Büchsen – hohe, auf Baumstämmen und Stümpfen ruhende Sättel – von Ästen über uns herabhängende Zügel – Streifen von gedörrtem Fleisch, welche vor den Zelten Girlanden bildeten, und noch dampfende und blutende Wildbrettkeulen trafen überall das Auge.

Der auf die Stirn der indianischen Krieger gemalte Zinnober schimmerte im nächtlichen Licht wie Blut. Es war ein zugleich wildes und kriegerisches Gemälde, besaß aber eine Beimischung von Grausen, welches das gefühlvolle Herz zum Zurückschauern zwang. Es war ein Bild, wie man es nur in einem Biwak von Guerilleros, - von Räubern - von Menschenjägern erblicken konnte.

## Achtes Kapitel

### El Sol und La Luna

»Kommen Sie«, sagte Seguin, indem er meinen Arm berührte, »unser Abendessen ist fertig. Ich sehe, dass der Doktor uns winkt.«

Ich entsprach seiner Aufforderung schnell, denn die kalte Abendluft hatte meinen Appetit geschärft.

Wir näherten uns dem Zelt, vor welchem ein Feuer brannte. An diesem legte der Doktor von Godé und einem Pueblo-Peon unterstützt, soeben die letzte Hand an ein duftendes Abendessen. Ein Teil davon war bereits in das Zelt gebracht worden. Wir folgten ihm und ließen uns auf die Sättel, Decken und Ballen nieder.

»Ei, Doktor«, sagte Seguin, »Sie haben sich diesen Abend als einen wahren Meister der Küche erwiesen. Dies ist ein Souper für einen Lucullus.«

»Ach, lieber Cap'tain, ich habe gute Gehilfen gehabt. Herr Godé hat mich trefflich unterstützt.«

»Nun, Mr. Haller und ich werden Ihren Gerichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wollen sogleich da-

rangehen.«

»Oui, oui, bien, Monsieur le Cap'tain«, sagte Godé, indem er mit einer Menge von Speisen hereineilte.

Der Kanadier war stets in seinem Element, wenn es genug zu kochen und zu essen gab.

Wir waren bald mit frischen Steaks aus wilden Kühen, gerösteten Hirschkoteletts, gedörrter Büffelzunge, Tortillas und Kaffee beschäftigt. Der Kaffee und die Tortillas waren die Früchte der Bemühungen des Peon, der in der Bereitung dieser Dinge Godés Meister war.

Godé hatte allerdings ein ausgewähltes Gericht reserviert, welches er uns triumphierend hereinbrachte.

»Voici, Messieurs«, rief er, indem er es vor uns hinstellte.

»Was ist es, Godé?«

»Un Fricassée, Monsieur.«

»Aus was?«

»Von Fröschen – was die Yankees Hocks-Frösche nennen.«

»Ein Fricassée aus Ochsenfröschen?«

»Oui, oui! Mon maître – voulez-vous en?«

»Nein, ich danke.«

»Ich will Sie um ein wenig davon bitten, Monsieur Godé«, sagte Seguin.

»Ich auch, Herr Godé. Die Frösche sind sehr gut!« und der Doktor hielt ihm seinen Teller hin, um sich vorlegen zu lassen.

Godé war auf seinen Wanderungen am Fluss auf einen Teich mit Riesenfröschen gestoßen, und das Fricassée war das Resultat davon. Ich hatte meiner Nationalabneigung gegen die Opfer des Fluches des St. Patrick damals noch nicht überwunden und weigerte mich, zum Erstaunen des

Rumtreibers, die Leckerei zu genießen.

Während unserer Abendunterhaltung erfuhr ich einige Umstände aus der Geschichte des Doktors, die mir den alten Mann, im Verein mit dem, was ich bereits erfahren hatte, zu einem Gegenstand des höchsten Interesses machten. Ich hatte bis jetzt nicht begreifen können, was ein solcher Mann in einer Gesellschaft, wie die der Skalpjäger, tun könne. Ich hörte jetzt einige Einzelheiten, welche mir alles das erklärten.

Er hieß Richter – Friedrich Richter. Er war ein Straßburger und in der Stadt der Glocken ein ziemlich beliebter Arzt gewesen. Die Liebe zur Wissenschaft – besonders aber zu seinem Lieblingszweig derselben, der Botanik – hatte ihn von seiner rheinischen Heimat hinweggezogen. Er war in die Vereinigten Staaten ausgewandert und von dort in den ferneren Westen, um die Flora dieser abgelegenen Region zu klassifizieren. Er hatte mehrere Jahre in dem großen Tal des Mississippi verlebt und war, als er auf eine von den St. Louis-Karawanen stieß, über die Prärie zu der Oase von New-Mexiko gekommen. Bei seinen wissenschaftlichen Wanderungen am Rio del Norte hatte er die Skalpjäger getroffen und von der ihm so gebotenen Gelegenheit in bisher von wissenschaftlichen Männern unerforscht gebliebene Gegenden zu dringen, angezogen, sich erboten, die Schar zu begleiten. Dieses Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, da er die besten Dienste als Arzt leisten konnte, und jetzt befand er sich schon seit zwei Jahren bei ihnen und teilte alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren.

Wie viele gefahrvolle Szenen hatte er durchlebt – wie viele Entbehrungen hatte er, von der Liebe zu seiner Wissenschaft und vielleicht auch von den Träumen eines Tri-



umphs getrieben erlitten, indem er hoffte, dereinst seine fremdartige Flora vor den Gelehrten Europas auszubreiten.

Armer Richter! Deine Hoffnung war der Traum eines Traumes! Sie wurde nie zur Wirklichkeit.

Unser Abendessen gelangte endlich zum Schluss und wurde mit einer Flasche Pasowein hinab gespült. Es war eine reichliche Quantität von diesem Getränk sowohl, wie von Taos-Whisky im Lager; und das von außen zu uns dringende laute Gelächter bewies, dass die Jäger dem Letzteren reichlich zusprachen.

Der Doktor zog seine große Meerschaumpfeife heraus – Godé stopfte sich einen roten Tonkopf, während Seguin und ich unsere Mais-Zigaretten anzündeten.

»Aber, sagen Sie mir, wer der Indianer ist?« fragte ich Seguin, – »derjenige, welcher den merkwürdigen Schuss tat ...«

»Ah! El Sol – er ist ein Coco!«

»Ein Coco?«

»Ja, von dem Maricopastamm.«

»Aber das macht mich nicht klüger, als vorher. So viel wusste ich bereits.«

»Sie wussten es? – Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Ich habe den alten Rube den Umstand gegen seinen Kameraden Garey erwähnen hören.«

»Ja, richtig; er muss ihn kennen«, sagte Seguin.

Hierauf schwieg er wieder.

»Nun«, fuhr ich, von dem Wunsch mehr zu erfahren be-seelt fort, »wer sind die Maricopas? Ich habe nie von ihnen gehört.«

»Es ist ein nur wenig bekannter Stamm – eine Nation von eigentümlichen Menschen. Sie sind die Feinde der Apachen

und Navajos. Ihr Land liegt am Gila hinab. Sie stammen ursprünglich von den Küsten des stillen Meers – des kalifornischen Meerbusens.«

»Aber dieser Mann ist gut erzogen, oder scheint es wenigstens zu sein. Er spricht das Englische und Französische so gut, wie Sie und ich. Er scheint Talent, Intelligenz und Höflichkeit zu besitzen – kurz, ein Gentleman zu sein.«

»Er ist alles, was Sie da sagen.«

»Ich kann es nicht begreifen.«

»Ich will es Ihnen erklären, mein Freund. Jener Mann ist auf einer der berühmtesten Universitäten von Europa gebildet worden. Er ist weiter und durch mehr Länder, als vielleicht einer von uns, gereist.«

»Wie hat er als Indianer aber das ausführen können?«

»Mit Hilfe desjenigen, was oft sehr kleine Menschen – obgleich Sol kein solcher ist – in den Stand gesetzt hat, sehr große Taten zu verrichten, oder wenigstens in den Ruf zu kommen, es getan zu haben – durch das Gold.«

»Gold! Und woher hat er das Gold erhalten? Man hat mir gesagt, dass nur sehr wenig davon in den Händen der Indianer sei. Die Weißen haben sie alles dessen was sie einst besaßen beraubt.«

»Das ist im allgemeinen eine Wahrheit, auch in Bezug auf die Maricopas begründet. Es hat eine Zeit gegeben, wo sie große Quantitäten von Gold und von aus den Tiefen des kalifornischen Meerbusens heraufgeholt Perlen besaßen. Dies ist vorüber. Die Jesuiten könnten sagen, wohin alles gekommen ist.«

»Aber jener El Sol?«

»Er ist ein Häuptling. Er hat nicht all sein Gold verloren. Er besitzt noch genug, um davon Nutzen zu ziehen, und es

ist nicht zu erwarten, dass die Padres es ihm für Glasperlen oder Zinnober abschmeicheln werden. Nein, er hat die Welt gesehen und den allgemeinen Wert des glänzenden Metalls kennen gelernt.«

»Aber seine Schwester – ist sie ebenfalls gebildet?«

»Nein, die arme Luna ist immer noch eine Wilde, aber er unterrichtet sie in vielen Dingen. Er ist mehrere Jahre lang in der Fremde gewesen und erst vor kurzem zu seinem Stamm zurückgekehrt.«

»Ihre Namen sind seltsam; – die Sonne – der Mond ...«

»Sie sind ihnen von den Spaniern in Sonora gegeben worden, aber doch nur Übersetzungen von gleichbedeutenden Worten in ihrer indianischen Sprache. Dies ist an der Grenze etwas Gewöhnliches.«

»Warum sind sie hier?«

Ich stellte diese Frage mit Zaudern, da ich wusste, dass eine besondere Geschichte mit der Antwort in Verbindung stehen konnte.

»Zum Teil, wie ich glaube, aus Dankbarkeit gegen mich!« antwortete Seguin. »Ich habe El Sol als Knaben aus den Händen der Navajos befreit. Vielleicht hat es auch noch einen anderen Grund. Aber kommen Sie«, fuhr er, dem Anschein nach in dem Wunsch das Gespräch auf etwas anderes zu lenken fort; »Sie sollen unsere indianischen Freunde kennen lernen. Sie werden eine Zeitlang Gefährten sein. Er ist ein gebildeter Mann und wird Ihnen Interesse einflößen. Bewahren Sie Ihr Herz vor der hübschen Luna! Geh, Vicente, begib dich in das Zelt des Häuptlings, bitte ihn, hierher zu kommen und einen Becher Pasowein mit uns zu trinken. Sage ihm, dass er seine Schwester mitbringen möge.«

Der Diener eilte in das Lager hinaus. Während seiner Ab-

wesenheit unterhielten wir uns über den Schuss, welchen der Coco mit seiner Büchse getan hatte.

»Ich habe ihn kein einziges Mal feuern sehen, ohne sein Ziel zu treffen«, sagte Seguin. »Es liegt etwas Rätselhaftes darin. Seine Kugel fehlt nie, und es scheint von seiner Seite eine Folge des bloßen Willens zu sein. Der Geist hat vielleicht eine von der Nervenkraft und der Schärfe des Gesichts unabhängige leitende Fähigkeit. Er und ein anderer sind die einzigen Personen, an denen ich je den Besitz dieser eigentümlichen Fähigkeit bemerkt habe.«

Der letzte Teil dieser Worte klang beinahe wie ein Selbstgespräch und Seguin blieb, nachdem er sie gesprochen, auf einige Augenblicke stumm und zerstreut.

Ehe das Gespräch wieder in Gang geriet, trat El Sol und seine Schwester in das Zelt und Seguin stellte uns einander vor. In kurzem waren wir – El Sol, der Doktor, Seguin und ich, in einer lebhaften Unterhaltung begriffen.

Der Gegenstand derselben war weder Pferde, noch Gewehre, noch Skalpe, noch der Krieg, noch Blut, noch irgend etwas mit dem entsetzlichen Handwerk jenes Lagers in Verbindung Stehendes. Wir besprachen einen Gegenstand aus der friedlichen Wissenschaft der Botanik – die Verwandtschaft der verschiedenen Formen der Kaktusfamilie.

Ich hatte diese Wissenschaft studiert und fühlte, dass meine Kenntnis derselben geringer war, als die eines jeden von meinen drei Gesellschaftern. Dies fiel mir schon damals auf und wurde mir später noch merkwürdiger, als ich darüber nachdachte, wie ein solches Gespräch, an einem solchen Ort, zu jener Zeit und von Männern, welche darin begriffen waren, geführt werden konnte.

Wir saßen länger als zwei Stunden da, rauchend und über

ähnliche Gegenstände sprechend.

Während wir so beschäftigt waren, bemerkte ich auf der Leinwand den Schatten eines Mannes. Ich blickte hinaus, was ich wegen meiner Stellung, ohne aufzusehen, tun konnte, und erkannte in dem aus dem Zelt dringenden Licht ein Jagdhemd mit einem über die Brust hängenden gestickten Pfeifenbeutel.

La Luna saß neben ihrem Bruder und nähte Parflêche-Sohlen auf ein Paar Mokassins. Ich bemerkte, dass ihre Miene zerstreut war und dass sie in kurzen Zwischenräumen aus der Öffnung des Zelttes blickte. Während wir von unserer Diskussion in Anspruch genommen wurden, stand sie schweigend, jedoch mit keinem Anschein von Heimlichkeit, auf und ging hinaus.

Nach kurzem kehrte sie zurück. Ich sah das Licht der Liebe in ihren Augen schimmern, als sie in ihrer Beschäftigung fortfuhr.

Sol und seine Schwester verließen uns endlich und kurz darauf rollten wir, Seguin, der Doktor und ich, uns in unsere Serapen und legten uns zum Schlafen nieder.

## **Neuntes Kapitel**

### **Der Kriegspfad**

Die Bande saß mit der frühen Morgendämmerung auf und als die Töne des Horns erklangen, plätscherten unsere Pferde durch den Fluss, zu der anderen Seite hinüber. Wir gelangten bald aus der baumbewachsenen Niederung auf die sandigen Ebenen, die sich westwärts zum Mimbresgebirge

hinzogen. Wir ritten in südlicher Richtung über diese Ebene, wobei wir von Zeit zu Zeit über lange Sandrücken kletterten, die sie von Osten nach Westen durchschnitten. Der Flugsand bildete tiefe Furchen und unsere Pferde sanken unterwegs bis über die Fersen darin ein. Wir befanden uns in dem westlichen Teil der Yornada.

Wir zogen in einer, nur ein Mann breiten Reihe dahin. Die Gewohnheit hat bei den Indianern und den auf dem Marsch befindlichen Jägern diese Anordnung sanktioniert. Die verwachsenen Pfade des Waldes und die schmalen Defilieren der Berge gestatten keine andere. Selbst wenn wir über eine Ebene hinzogen, dehnte sich unsere Cavallada eine Viertelmeile lang aus. Die Lastmaultiere folgten uns unter der Obhut der Arrieros.

Den ersten Tag unseres Marsches machten wir keine Mittagstrast. Es war unterwegs weder Gras noch Wasser vorhanden und ein Anhalten in der heißen Sonne würde uns nicht erquickt haben.

Zu einer frühen Stunde des Nachmittags wurde eine dunkle, sich quer über die Ebene erstreckende Linie sichtbar; als wir uns ihr näherten, erhob sich vor uns eine grüne Wand und wir unterschieden Cottonholzwälder. Die Jäger wussten, dass es die Gehölze waren, welche den Palomafluss begrenzen. Wir waren bald in ihrem Schatten und hielten, nachdem wir die Ufer des hellen Flusses erreicht hatten, an, um hier zu übernachten.

Unser Lager wurde ohne Zelt oder Hütten aufgeschlagen; die in del Norte gebrauchten waren dort in einem Versteck zurückgelassen worden. Ein Zug, wie der unsere, konnte sich nicht mit Lagergepäck belästigen. Für einen jeden bildete seine Decke sein Haus, sein Bett und seinen Mantel.

Es wurden Feuer angezündet und Fleisch gebraten, und, von unserer Reise ermüdet – der erste Tagesritt hat stets diese Wirkung – waren wir bald in unsere Decken gehüllt und schliefen fest.

Wir wurden am folgenden Morgen durch die, zur Reveille blasenden Klänge des Horns geweckt. Die Bande hatte eine gewissermaßen militärische Organisation und ein jeder kannte die Signale der leichten Kavallerie.

Unser Frühstück war bald bereitet und verzehrt, unsere Pferde wurden losgepflockt, gesattelt und bestiegen und auf das zweite Signal begannen wir den Marsch von neuem.

Die Vorfälle unserer ersten Tagesreise wiederholten sich, mit geringer Abwechslung, mehrere Tage hintereinander. Wir reisten durch eine wüste, hier und da mit wildem Salbei und Mesquite bedeckte Gegend.

Wir kamen unterwegs an Kaktusgewächsen und Dickichten aus Kreosotsträuchern vorüber, welche, als wir hindurch ritten, uns ihre stinkende Ausdünstung zusandten.

Am vierten Abend lagerten wir uns an eine Quelle, dem Ojo di Vaca, welche am östlichen Land des Llanos liegt.

Über den westlichen Teil dieser großen Prärie liegt der Kriegspfad der Apachen, südlich nach Sonora. In der Nähe des Pfades steigt ein hoher Berg über die Ebene auf. Man nennt ihn den Pinnon.

Es war unsere Absicht, diesen Berg zu erreichen und uns hinter den Felsen in der Nähe einer bekannten Quelle zu verstecken, bis unsere Feinde gekommen sein würden. Zu diesem Behuf mussten wir über den Kriegspfad gehen, wo uns unsere Fährten verraten mussten.

Dies war eine Schwierigkeit, an welche Seguin nicht ge-

dacht hatte. Außer dem Pinnon gab es keinen Punkt, von dem wir mit Gewissheit den Feind auf seinem Weg sehen und dabei selbst versteckt bleiben konnten. Wir mussten daher diesen Berg erreichen. Wie sollten wir dies aber bewirken, ohne den Weg zu überschreiten?

Nach unserer Ankunft bei dem Ojo di Vaca versammelte Seguin die Leute, um sich mit ihnen hierüber zu beraten.

»Wir können uns auf der Prärie ausbreiten, bis wir rein an dem Apachenweg vorüber sind«, sagte ein Jäger – »eine einzelne Fährte hier und da werden sie nicht beachten.«

»Ja, das werden sie aber doch«, erwiderte ein anderer; »denkt Ihr, dass ein Indianer an der Spur eines Pferdes mit Hufeisen vorübergehen wird, ohne sie zu verfolgen? Nein, das wahrhaftig nicht!«

»Was das betrifft, so können wir die Hufe verbinden«, meinte der erstere.

»Pah! das würde die Sache nur noch schlimmer machen. Ich habe diesen Kunstgriff einmal versucht und dadurch beinahe meinen Skalp verloren. Das muss ein blinder Indianer sein, der sich auf diese Weise täuschen lässt. Es geht ganz und gar nicht.«

»Sie werden nicht so aufmerksam sein, wenn sie sich auf dem Kriegspfad befinden, dafür bürge ich euch. Ich sehe nicht ein, weshalb es nicht gut genug gehen sollte?«

Die meisten Jäger stimmten dem ersten Sprecher bei, die Indianer würden nicht verfehlen, so viele verdeckte Fährten zu bemerken, ohne zu argwöhnen, dass etwas im Wind sei. Die Idee, die Hufe zu umwickeln, wurde daher aufgegeben aber was nun?

Der Trapper Rube, welcher bis jetzt nichts gesagt hatte, erregte sofort die Aufmerksamkeit aller, indem er plötzlich



ausrief: »Pah!«

»Nun, was habt Ihr zu sagen, Old Nag?« fragte ihn einer von den Jägern.

»Dass Ihr, einer wie alle, eine Bande von verdammten Narren seid. Ich könnte die ganze Prärie voll Pferde über den Apachenpfad bringen, ohne eine Spur zu machen, der ein Indianer folgen würde, besonders ein Indianer auf dem Kriegspfad, wie jene.«

»Wie so?«

»Ich will es Euch sagen, Cap'tain, wenn Ihr mich fragt, wozu Ihr über den Weg gehen wollt.«

»Nun - um uns in den Pinnonfelsen zu verstecken - wozu sonst?«

»Und wie wollt Ihr Euch in dem Pinnon verstecken, ohne einen Tropfen Wasser zu haben?«

»Auf der einen Seite, am Fuß des Berges ist eine Quelle.«

»Das ist so wahr, wie die heilige Schrift. Ich weiß es; aber an dieser Quelle werden die Indianer ihre Schnäbel abkühlen, wenn sie nach Süden gehen. Wie wollt Ihr mit dieser Cavallada hinkommen, ohne Fährten zu machen? Dieses Kind kann das nicht recht einsehen.«

»Ihr habt Recht, Rube. Wir können nicht an die Pinnonquelle kommen, ohne unsere Spur zu deutlich zu hinterlassen, und es ist gerade die Stelle, wo die Kriegerschar wahrscheinlich halt machen wird.«

»Ich sehe keinen Vorteil dabei, dass wir alle jetzt über die Prärie gehen. So lange, bis sie vorüber sind, können wir jedenfalls keinen Büffel erlegen. Dieses Kind hat darin die Idee, dass ein dutzend von uns genug sein werden, um sich in dem Pinnon zu verstecken und die nach Süden gehenden Niggers zu beobachten. Ein Dutzend könnte es sicher

genug tun, aber die Cavallada nicht.«

»Und möchtet Ihr die übrigen hier bleiben lassen?«

»Nicht hier; sie können nördlich von hier gehen und dann westlich durch die Mesquiteberge ziehen. Dort läuft etwa zwanzig Meilen diesseits des Wegs ein Creek hindurch und sie können an diesem Wasser und Gras finden und sich versteckt halten; bis wir nach ihnen senden.«

»Warum aber nicht lieber an dieser Quelle bleiben, wo wir beides in Fülle haben?«

»Kapitän, gerade deshalb, weil ein Teil der Indianer es sich in den Kopf setzen kann, selbst diesen Weg einzuschlagen. Ich halte es für das Beste, blinde Spuren zu machen, ehe wir von hier fortgehen.«

Die Richtigkeit der Folgerung Rubes war jedem einleuchtend und keinem mehr, als Seguin selbst. Es wurde beschlossen, seinen Rat sofort zu befolgen. Die Vedetten wurden von den übrigen abgeteilt und die letzteren, nebst den Lastmaultieren entfernten sich nach dem die Fährten um die Quelle blind gemacht worden waren, in nordwestlicher Richtung.

Sie sollten bis zu den Mesquitebergen gehen, welche etwa zwölf Meilen nordwestlich von der Quelle lagen. Hier sollten sie sich an einem mehreren von ihnen bekannten Bach versteckt halten und warten, bis sie die Weisung erhielten sich uns anzuschließen.

Die Späherschar, zu welcher auch ich gehörte, bewegte sich in westlicher Richtung über die Prärie.

Rube, Garey, El Sol und seine Schwester, Sanchez, ein früherer Stierkämpfer und ein halbes Dutzend anderer bildeten die Abteilung. Seguin selbst war unser Haupt und Führer.

Ehe wir das Ojo di Vaca verließen, hatten wir unseren Pferden die Hufeisen abgenommen und die Nagellöcher mit Lehm ausgefüllt, damit ihre Spuren für die wilder Mustangs gehalten werden sollten. Dies waren Vorsichtsmaßregeln von Männern, welche wussten, dass ihr Leben für eine einzige Hufspur büßen konnte.

Als wir uns der Stelle näherten, wo der Kriegspfad die Prärie durchschnitt, trennten wir uns so, dass wir in Zwischenräumen von je zwei in einer halben Meile ritten. Auf diese Weise erreichten wir den Pinnonweg, wo wir wieder zusammenkamen und uns am Fuß des Berges nördlich wendeten.

Die Sonne war untergegangen, als wir an die Quelle gelangten, nachdem wir den ganzen Tag über die Ebene geritten waren. Wir erkannten sie bei unserer Annäherung dicht am Fuß des Berges, an einem Hain von Cottonbäumen und Weiden, welche sie umstanden. Wir brachten unsere Pferde nicht an das Wasser, sondern ritten, nachdem wir eine Schlucht des Berges erreicht, in dieselbe und versteckten die Tiere in einem Piniendickicht, wo wir auch übernachteten.

Mit dem ersten Licht des Morgens begannen wir unser Versteck zu untersuchen.

Vor uns war ein niedriger, mit lockeren Felsstücken und einzelnen Pinien bedeckter Bergrücken. Dieser trennte die Schlucht von der Ebene, und von seiner Spitze aus konnten wir, durch ein Piniendickicht geschützt, das Wasser sowohl, wie den Weg auf die Llanos in nördlicher, südlicher und östlicher Richtung überschauen. Es war gerade die Art von Versteck, welche wir für unsere Zwecke bedurften.

Am Morgen wurde es nötig hinabzusteigen, um Wasser

zu holen. Zu diesem Zweck hatten wir uns mit einem Maultiereimer und einer Extraquantität Kürbisflaschen versehen. Wir gingen an die Quelle und füllten unsere Gefäße, indem wir dafür sorgten, dass keine Spuren von unseren Füßen im Schlamm zurückblieben.

Den ersten Tag über hielten wir unablässig Wache, aber kein Indianer wurde sichtbar. Hirsche und Antilopen und eine kleine Büffelherde kamen an die Quelle, um zu saufen, und schweiften dann wieder über die grüne Wiese dahin. Es war ein verlockender Anblick, denn wir hätten leicht bis in Schussweite schleichen können, aber wir wagten nicht, sie zu berühren. Wir wussten, dass die indianischen Hunde ihr Blut spüren würden.

Am Abend gingen wir zum Wasser hinab und machten den Weg zweimal, da unsere Tiere an Durst zu leiden begannen. Wir befolgten dabei dieselbe Vorsichtsmaßregel wie vorher.

Am zweiten Tag beobachteten wir den Horizont im Norden abermals mit begierigen Augen. Seguin hatte ein kleines Taschenteleskop, mit dem wir auf eine Entfernung von beinahe dreißig Meilen die Prärie überschauen konnten; bis jetzt aber war noch kein Feind zu entdecken.

Der dritte Tag verging mit demselben Resultat und wir begannen zu fürchten, dass die Krieger einen anderen Weg eingeschlagen hätten.

Wir wurden noch von einem anderen Umstand beunruhigt - wir hatten beinahe sämtliche Mundvorräte aufgezehrt, und kauten jetzt bereits, die rohen Pinienkerne. Wir wagten kein Feuer anzuzünden, um sie zu rösten. Die Indianer können den Rauch aus großer Entfernung lesen.

Der vierte Tag erschien, und immer noch kein Zeichen am

nördlichen Horizont. Unser gedörrtes Fleisch war völlig aufgezehrt, und wir begannen zu hungern. Die Nüsse sättigten uns nicht. Das Wild war an der Quelle in Menge vorhanden, und bedeckte die begrünte Ebene. Einer von den Leuten machte den Vorschlag, sich unter die Weiden zu legen, und eine Antilope oder einen Hirsch von der schwarz bewedelten Art zu schießen, von denen es ganze Rudel gab.

»Wir dürfen es nicht wagen«, sagte Seguin; »ihre Hunde würden das Blut finden, und das könnte uns leicht verraten.«

»Ich kann eines töten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen«, meinte ein mexikanischer Jäger.

»Wie?« fragten mehrere Stimmen zugleich.

Der Mann deutete auf seinen Lasso.

»Aber Eure Fußstapfen! – Ihr würdet bei dem Fang tiefe Spuren zurücklassen!«

»Wir können sie verwischen, Cap'tain!« erwiderte der Mann.

»Nun so versucht es!« sagte der Anführer.

Der Mexikaner nahm den Lasso von seinem Zügel, und begab sich mit einem Begleiter zu der Quelle. Sie schlichen sich unter die Weiden und legten sich dort in den Hinterhalt. Wir beobachteten sie vom Bergrücken aus.

Sie waren kaum eine Viertelstunde dort, als sich von der Ebene her eine Antilopenart näherte. Die Tiere schritten direkt, in indianischer Reihe, der Quelle zu. Sie waren bald dicht an den Weiden, wo sich die Jäger versteckt hielten. Hier blieben sie plötzlich stehen, warfen die Köpfe in die Höhe und spürten in der Luft. Sie hatten die Gefahr erkannt, aber es war zu spät geschehen, als dass der Erste

sich hätte umwenden und davon laufen können.

»Dort fliegt der Lasso!« rief einer.

Wir sahen die Schlinge durch die Luft sausen und sich um den Leib des Tieres legen. Die Herde schwenkte plötzlich, aber die Schlinge war am Hals des Anführers, und nach drei bis vier Sätzen sprang er in die Höhe, fiel auf den Rücken, und lag unbeweglich da. Der Jäger kam unter den Weiden hervor, nahm das jetzt halb erstickte Tier, und trug es zu dem Eingang der Schlucht. Sein Gefährte folgte ihm, und verwischte die Spuren beider.

Nach wenigen Minuten hatten sie uns erreicht. Die Antilope wurde abgehäutet und mit dem Blut gegessen.

\*\*\*

Unsere Pferde magern vor Hunger und Durst ab. Wir fürchten, zu oft an das Wasser zu gehen, obgleich wir mit dem Verstreichen der Zeit weniger vorsichtig werden. Der erfahrene Jäger fängt noch zwei Antilopen mit dem Lasso.

In der Nacht des vierten Tages ist es heller Mondschein. Die Indianer marschieren oft beim Licht des Mondes – besonders wenn sie auf dem Kriegspfad sind. Wir lassen unsere Späherposten bei Nacht sowohl wie am Tag aufgestellt. In dieser Nacht sehen wir uns mit größerer Hoffnung, als gewöhnlich um. Es ist eine köstliche Nacht – eine helle stille Vollmondnacht.

Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht.

Gegen Mitternacht weckte uns der Späher. Fern im Norden zeichnen sich dunkle Gestalten am Himmel ab. Es können Büffel sein, aber wir sehen, dass sie sich nähern.

Wir blickten sämtlich gespannt durch die helle Luft über

den silbernen Rasen hinaus. Es sind glitzernde Gegenstände dabei – es müssen Waffen sein – Pferde, Reiter! – Es sind Indianer.

»O Gott, Kameraden, wir sind toll! Unsere Pferde – sie können wiehern.«

Wir springen unserem Anführer nach, den Hügel hinab über die Felsen und durch die Büsche. Wir laufen zu dem Dickicht, wo unsere Tiere angebunden sind. Wir kommen vielleicht zu spät, denn die Pferde können einander meilenweit hören, und die leiseste Lufterschütterung vibriert in der elastischen Atmosphäre dieser Hochebene weit hin.

Wir erreichen die Gruppe. – Was tut Seguin? – Er hat die Decke unter seinem Sattel hervor gerissen, und verhüllt mit ihr den Kopf seines Pferdes.

Wir befolgen sein Beispiel, ohne ein Wort auszutauschen, denn wir wissen, dass es unser einziges Auskunftsmittel ist.

Nach einigen Minuten fühlen wir uns wieder sicher, und kehren auf unseren Wachtposten in der Höhe zurück.

Wir hatten jetzt unsere Zeit genau bemessen, denn als wir den Gipfel des Hügels erreichten, konnten wir das Rufen der Indianer, das Aufschlagen der Hufe in der harten Ebene, und gelegentliches Wiehern hören, da ihre Pferde das Wasser spürten.

Die Vordersten näherten sich sogleich der Quelle, und wir sahen die lange Reihe Berittener, welche sich bis an den fernen Horizont hin dehnte.

Sie kamen näher, und wir konnten die Fähnchen und glänzenden Spitzen ihrer Speere unterscheiden. Wir sahen ihre halbnackten Körper im hellen Mondenschein schimmern.

Nach kurzem waren die Vordersten von ihnen an die Büsche heran geritten, hatten halt gemacht und ihren Tieren zu trinken gegeben. Dann schwenkte einer nach dem anderen aus dem Wasser, trabte eine kurze Strecke weit über die Ebene, warf sich auf den Boden, und begann sein Pferd abzusatteln.

Es war offenbar ihre Absicht, hier zu übernachten.

Wir beobachteten ihre Bewegungen, wir hatten keine Furcht, selbst gesehen zu werden. Wir lagen mit unseren Körpern hinter den Felsen, und unsere Gesichter wurden von den Nadeln der Pinie verdeckt. Wir konnten das alles, was vorging, deutlich sehen und hören, denn die Wilden waren nicht mehr als dreihundert Schritt von unserer Stellung entfernt.

\*\*\*

Sie begannen ihre Pferde in einem weiten Kreis über die Ebene hin anzupflocken. Dort ist das Grama-Gras länger und üppiger, als in der unmittelbaren Nähe der Quelle. Sie entsattelten die Tiere, und brachten ihr Pferdegeschirr, aus härenen Zügeln; Büffeldecken und Häuten der grauen Pferde bestehend, herbei. Nur wenige haben Sättel; die Indianer bedienen sich ihrer auf den Kriegszügen selten.

Ein jeder stößt seinen Speer in den Boden, und lehnt Schild, Bogen und Köcher daran. Daneben legt er seine Decke oder Haut. Dies ist sein Zelt und Bett.

Die Speere sind bald reihenweise auf der Ebene aufgestellt – sie bilden eine Front von mehreren hundert Schritt Länge – und so haben sie ihr Lager mit einer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit aufgeschlagen, welche die der Chauf-



feure von Vincennes weit übertrifft. Sie haben sich in zwei Abteilungen gelagert. Es sind zwei Gruppen - Apachen und Navajos. Die letztere ist bei weitem die kleinere, und ruht in weiter Entfernung von unserer Stelle.

Wir hören sie mit ihren Tomahawks in dem Dickicht am Fuß des Berges Holz hauen. Wir sehen, wie sie die Scheite auf die Ebene hinaus tragen, sie zusammenhäufen, und dann anzünden.

In kurzem lodern eine Menge von Feuern in die Höhe. Die Wilden kauern um sie her, und bereiten ihr Abendessen. Wir können die Malerei auf ihren Gesichtern und ihrer nackten Brust schimmern sehen; sie zeigen eine Menge Farben. Einige sind rot, als wären sie mit Blut angestrichen, andere sind tiefes schwarz. Die einen haben die eine Seite des Gesichts schwarz, und die anderen rot oder weiß bemalt. Einige sind gefleckt wie Hunde, und andere gestreift und kariert. Ihre Wange und Brust ist mit den Gestalten von Tieren - Wölfen, Pantern, Bären, Büffeln - und anderen hässlichen Zeichnungen - tätowiert, welche sich im Schein der Fichtenholzfeuer deutlich erkennen lassen. Einige haben eine rote Hand auf ihre Brust gemalt, und nicht wenige zeigen als ihre Devise, einen Totenkopf mit kreuzweise gelegten Knochen.

Dies sind ihre Wappenschilder, welche die Medizin des Trägers andeuten, und ohne Zweifel von eben so einfältigen Ideen ausgehen, wie diejenigen, nach welchen das Wappen auf den Knopf des Lakais, oder das Petschaft des Kaufmannsdieners gesetzt wird.

Selbst in der Wildnis herrscht Eitelkeit. Es gibt im wilden, wie im zivilisierten Leben ein Streben nach Flitterglanz!

Was sehen wir? - Glänzende Sättel und Messinghelme

mit nickenden Straußenfedern! Diese an den Wilden! – Woher kommen sie?

Von den Kürassieren von Chihuahua. Die armen Teufel sind einmal von diesen wilden Lanziers schwer verwundet worden.

Wir sehen das rote Fleisch an Spießern aus Weidenruten über dem Feuer zischen. Wir sehen die Indianer die Pinienkerne in die Asche werfen, und dann wieder geröstet und rauchend herausziehen; wir sehen sie gestikulieren, während sie einander ihre Abenteuer erzählen; wir hören sie schreien und schnattern und lachen. Wie unähnlich sind sie dem Waldindianer.

Zwei Stunden lang beobachten wir ihre Bewegungen, und horchen auf ihre Stimmen, dann wird die Pferdewache abgezählt und marschiert zu der Cavallada. Die Indianer breiten, einer nach dem anderen ihre Felle aus, rollen sich in ihre Decke und schlafen.

Die Feuer hören auf zu lodern, im Mondschein können wir die ausgestreckten Körper der Wilden unterscheiden. Zwischen ihnen bewegen sich weiße Gegenstände. Es sind die Hunde, welche nach den Überresten der Mahlzeiten umher spüren. Sie laufen von einem Punkt zum anderen, weisen einander die Zähne, und bellen die um das Lager schleichenden Kojoten an.

Draußen auf der Prärie sind die Pferde noch immer wach und geschäftig. Wir können sie mit den Hufen stampfen und das üppige Gras abweiden hören. In regelmäßigen Zwischenräumen stehen aufrechte Gestalten da, – dies sind die Wächter der Cavallada.

## Zehntes Kapitel

### Drei Tage in der Falle

Unsere Aufmerksamkeit wurde jetzt unserer eigenen Lage zugewendet. Vor unseren Geist stellten sich plötzlich eine Menge von Gefahren und Schwierigkeiten hin.

Wie, wenn sie hier bleiben sollten, um zu jagen?

Der Gedanke schien uns allen im gleichen Augenblick zu kommen, und wir blickten einander mit besorgter Miene an.

»Es ist wahrscheinlich«, sagte Seguin leise und nachdrücklich; »offenbar haben sie kein Fleisch bei sich, und wie sollten sie ohne dasselbe nach Süden gehen? Sie müssen hier oder anderswo jagen, – warum nicht hier?«

»Dann sind wir in einer hübschen Falle«, unterbrach ihn ein Jäger, indem er zuerst auf die Mündung der Schlucht und dann auf den Berg deutete. »Wie sollen wir herauskommen? – Das möchte ich wissen.«

Unsere Augen folgten der von dem Sprechenden ange deuteten Richtung.

Vor der Schlucht, worin wir uns befanden, dehnte sich die Linie des indianischen Lagers keine hundert Schritt von den um seinen Eingang liegenden Felsen entfernt dahin.

Eine indianische Wache war noch näher, aber es würde unmöglich gewesen sein, selbst wenn sie geschlafen hätte, herauszukommen, ohne den in Menge um das Lager schweifenden Hunden zu begegnen.

Hinter uns stieg der Berg senkrecht wie eine Mauer empor. Er war offenbar unübersteigbar. Wir waren recht in der Falle.

»Carrai!« rief einer von den Leuten, »wir werden verhungern und verdursten, wenn sie zur Jagd dableiben sollten.«

»Wir können noch früher sterben«, erwiderte ein anderer, »wenn sie es sich in den Kopf setzen in die Schlucht heraufzukommen.«

Dies war möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Die Schlucht war eine Art von Sack, welche in schiefer Richtung den Berg hinaufging und am Fuß der Klippe endete. Es gab darin keinen Gegenstand, welchen unsere Feinde hätte anziehen können – wenn sie nicht etwa heraufkämen, um Pinienkerne zu suchen. Aber einige von ihren Hunden konnten, um Nahrung zu suchen, heraufkommen.

Dies waren Möglichkeiten, wir erbebten, als sich dies unserem Geist darstellte.

»Wenn sie uns nicht finden«, sagte Seguin aufmunternd, »so können wir ein paar Tage von den Piniennüssen leben. Wenn diese zu Ende sind, so muss eines von unseren Pferden getötet werden. Wie viel Wasser haben wir?«

»Glücklicherweise sind die Kürbisflaschen beinahe voll, Cap'tain.«

»Aber unsere armen Tiere müssen leiden!«

»Wir sind nicht vom Durst bedroht«, sagte El Sol, indem er zu Boden blickte, »so lange diese ausdauern.« Und er stieß mit seinem Fuß an eine große aus dem Felsen gewachsene runde Masse. Es war der Kugelkaktus.

»Seht«, fuhr er fort, »es sind ihrer hunderte da.«

Alle Anwesenden wussten, was dies zu bedeuten hatte und betrachteten die Kaktuspflanzen mit einem Murren der Genugtuung.

»Kameraden«, sagte Seguin, »es nützt nichts, wenn wir uns auch ermüden. Diejenigen, welche es können, mögen

schlafen. Ein Mann kann dort Wache halten, während ein anderer hier oben bleibt. Geht, Sanchez!«

Und der Anführer deutete die Schlucht hinab zu einer Stelle, von wo aus man ihre Mündung überblickte.

Der Wächter entfernte sich und nahm schweigend seinen Posten ein. Die übrigen stiegen hinab und kehrten, nachdem sie nach der Umhüllung ihrer Pferde gesehen zum Posten des Spähers auf dem Berg zurück.

Hier rollten wir uns in unsere Decken, legten uns unter dem Felsen nieder und verschliefen den Rest der Nacht.

\*\*\*

Wir sind vor der Morgendämmerung wach und spähen mit eifriger Aufmerksamkeit durch die Pinien hinab.

In dem indianischen Lager zeigt sich noch keine Bewegung. Dies ist schlimm. Wenn sie beabsichtigten, weiterzugehen, so würden sie schon längst munter sein. Sie sind stets vor Tagesanbruch unterwegs. Diese Zeichen bestärken unsere Besorgnisse.

Das graue Licht des Morgens beginnt sich über die Prärie auszubreiten. Am östlichen Himmel wird ein weißer Streifen sichtbar. Im Lager entsteht Geräusch. Wir hören Stimmen; dunkle Gestalten bewegen sich unter den aufrechten Speeren umher. Hochgewachsene Wilde schreiten über die Ebene. Ihre Fellgewänder sind um ihre Schultern geschlagen, um sie gegen die raue Morgenluft zu schützen. Sie tragen Holz – sie zünden das Feuer wieder an.

Unsere Leute sprechen im Flüsterton, während wir mit aufmerksamen Augen daliegen und jede Bewegung beobachten. Es ist klar, dass sie hierzubleiben gedenken.

»Ja, wir sind in der Falle, – das ist gewiss. Ich möchte wissen, wie lange sie hier bleiben wollen.«

»Wenigstens drei Tage, vielleicht vier bis fünf.«

»Großer Gott, wir werden in der halben Zeit verhungert sein.«

»Was sollen sie so lange hier tun können?«

»Ich bürgе dafür, dass sie fortgehen werden, sobald sie können.«

»Das werden sie; aber wie können sie es in weniger Zeit tun?«

»Sie können alles Fleisch, welches sie brauchen, an einem Tag zusammenbringen.«

»Seht, dort gibt es Büffel genug; schaut dorthin!« Und der Redner deutete auf mehrere schwarze Gegenstände, deren Umrisse am heller werdenden Himmel sichtbar sind. Es ist eine Büffelherde.

»Das ist wahr genug, an einem Tag können sie so viel Fleisch bekommen, wie sie brauchen. Wie sollen sie es aber in weniger als drei Tagen dörren? Das ist was ich wissen möchte.«

»Es verdad!« erwiderte einer von den Mexikanern, ein Cibolero, »tres dias al menos (Es ist wahr, wenigstens drei Tage)!«

»Ya hombre! Und dazu müssen sie noch guten Sonnenschein haben.«

Dieses Gespräch wird von zwei bis drei der Leute in leisem Ton, aber laut genug, dass es die anderen hören können, geführt.

Es macht uns mit einem neuen Dilemma, über welches wir bisher noch nicht nachgedacht haben, bekannt. Wenn die Indianer dableiben, um ihr Fleisch zu dörren, so wer-

den wir in der größten Gefahr schweben, an Durst zu leiden und in unserm Versteck entdeckt zu werden.

Wir wissen, dass das Büffelfleisch dörren drei Tage erfordert, wozu noch ein heißer Sonnenschein gehört, wie der Jäger angedeutet hat. Dies wird uns, in Verbindung mit dem ersten zur Jagd erforderlichen Tag, vier Tage lang in der Schlucht festhalten.

Die Aussicht ist entsetzlich. Wir fühlen, dass der Tod oder die äußersten Durstqualen vor uns liegen. Wir haben keine Furcht vor Hunger. Unsere Pferde sind im Dickicht und unsere Messer in unserem Gürtel. Wir können wochenlang von ihnen leben; werden aber die Kaktuspflanzen den Durst der Männer und der Pferde drei bis vier Tage lang löschen können?

Dies ist eine Frage, welche keiner beantworten kann. Sie haben oft den Jäger auf eine kurze Periode erquickt und ihn in den Stand gesetzt, zum Wasser zu kriechen, aber Tage lang?

Die Prüfung wird bald beginnen. Der Tag ist angebrochen, die Indianer springen auf. Etwa die Hälfte von ihnen zieht die Pflöcke ihrer Pferde heraus und führt sie an das Wasser. Sie legen ihr Zaumwerk auf, ziehen ihre Speere aus dem Boden, ergreifen ihren Bogen, hängen ihre Köcher über die Schulter und springen auf.

Nach einer kurzen Beratung galoppieren sie östlich; nach einer halben Stunde sehen wir sie die Büffel weit draußen auf der Prärie jagen, sie mit ihren Pfeilen durchbohren und auf ihre langen Lanzen spießen. Die Zurückgebliebenen führen ihre Pferde zu der Quelle hinab und wieder auf das Gras zurück. Jetzt schlagen sie junge Bäume nieder und tragen Holz an das Feuer. Seht, sie treiben lange Stangen in

den Boden und ziehen Leinen zwischen denselben auf. Zu welchem Zweck? Wir wissen es nur zu gut.

»Ha, seht dort«, murmelt einer von den Jägern, als dies merklich wird; »dort werden die Dörrleinen aufgezogen. – Jetzt sind wir ernstlich eingefangen.«

»Por todos santos! Es verdad (Bei allen Heiligen, es ist wahr)!«

»Caramba! – Carajo! – Chingaro!« grollt der Cibolero, der mit der Bedeutung dieser Stangen und Leinen nur zu vertraut ist.

Wir beobachten die Bewegungen der Indianer mit einem furchtbaren Interesse.

Wir haben jetzt keinen Zweifel mehr an ihrer Absicht, mehrere Tage lang hierzubleiben. Die Stangen sind bald aufgerichtet und ziehen sich mehr als hundert Schritt weit an der Vorderseite des Lagers hin. Die Wilden erwarten die Rückkehr der Jäger. Einige sitzen auf und galoppieren zum Schauplatz der Büffeljagd, welche noch immer weit draußen auf der Ebene betrieben wird.

Wir spähen durch das Lager, aber mit großer Vorsicht, denn der Tag ist hell und die Augen unserer Feinde sind scharf und sehen sich nach jedem Gegenstand um. Wir sprechen nur flüsternd, wenn auch unsere Stimme nicht gehört werden könnte, wenn wir etwas lauter sprächen, aber die Furcht lässt uns glauben, dass sie vielleicht vernommen würde. Wir sind alle bis auf die Augen versteckt. Diese blicken durch kleine Öffnungen im Laub.

Die indianischen Jäger sind etwa zwei Stunden lang abwesend gewesen. Wir sehen sie jetzt in einzelnen Abteilungen über die Prärie zurückkommen. Sie reiten langsam zurück. Ein jeder bringt seine Ladung vor sich auf seinem



Pferd. Sie haben große Massen aus rotem, frisch abgehäuteten und noch dampfenden Fleisch. Einige tragen die Seiten und Schenkel, andere die Feistrippen, die Zunge, das Herz, die Leber, – die kleinen Delikatessen, – in die Haut der getöteten Tiere gehüllt. Sie kommen in dem Lager an und werfen ihre Last auf den Boden. Jetzt beginnt eine Szene voller Lärm und Verwirrung.

Die Wilden laufen schreiend, schnatternd, lachend und tanzend hin und her. Sie ziehen ihre langen Skalpmesser und schneiden große Fleischstücke ab. Sie stecken sie über den lodernden Feuern an Spieße, sie schneiden die Feistrippen aus, sie reißen das weiße Fett ab und stopfen damit die Puddings. Sie zerspalten die braune Leber und verschlingen sie roh, – sie zerbrechen die Schenkelknochen mit ihren Tomahawks und graben das wohlschmeckende Mark heraus, und bei allen diesen Operationen schreien, und schnattern, und lachen sie, und tanzen im Lager umher wie Tollhäusler.

Diese Szene dauert länger, als eine Stunde.

Frische Jägerabteilungen steigen auf und reiten weg. Die Zurückgebliebenen zerschneiden das Fleisch in lange schmale Streifen und hängen es über die bereits zu diesem Zweck ausgespannten Leinen. Hier soll es von der Sonne zu Tasajos gedörst werden.

Wir kennen einen Teil von dem, was uns bevorsteht. Es ist eine furchtbare Aussicht, aber Männer wie die, aus welchen die Bande Seguins zusammengesetzt ist, verzweifeln nicht, so lange ihnen noch der Schatten einer Hoffnung bleibt. Das muss eine wüste Stelle sein, wo sie keine Hilfsquelle mehr finden könnten.

»Wir brauchen nicht eher zu schreien, als bis wir verwun-

det sind«, sagt einer von den Jägern.

»Wenn Ihr einen leeren Magen eine Wunde nennt«, entgegnet ein anderer, »so habe ich bereits eine. Ich könnte einen Esel mit Haut und Haaren verzehren.«

»Kommt Bursche!« rief ein Dritter, »wir wollen ein Paar von diesen Piniennüssen suchen.«

Wir folgen seinem Vorschlag und beginnen nach den Nüssen der Pinie zu suchen. Wir finden zu unserm Schrecken, dass nur eine geringe Quantität von dieser kostbaren Frucht vorhanden ist. Auf den Bäumen sowohl wie auf dem Boden ist nicht genug, um uns zwei Tage lang zu erhalten.

»Bei Gott!« ruft einer, »wir werden um unsere Tiere losen müssen.«

»Nun, und wenn wir das auch müssen, so wird noch Zeit genug dazu sein. Zuerst wollen wir uns eine Weile in die Klauen beißen.«

Das Wasser wird in einem kleinen Becher verteilt. In den Kürbisflaschen ist noch ein wenig zurückgeblieben, aber unsere armen Pferde dursten.

»Wir wollen für sie sorgen«, sagt Seguin, und er zieht sein Messer heraus und beginnt, eine von den Kaktuspflanzen abzuschneiden. Wir ahmen sein Beispiel nach.

Wir schälen sorgfältig die Haut und die Stacheln ab, eine kühle gummiartige Flüssigkeit schwitzt aus den geöffneten Gefäßen hervor. Wir brechen die kurzen Stängel ab, erheben die grüne kugelförmige Masse, tragen sie in das Dickicht und legen sie vor unsere Tiere. Diese langen gierig nach den saftigen Pflanzen, zermalmen sie zwischen ihren Zähnen und verschlucken Saft und Fasern zugleich. Es ist für sie Speise und Trank.

»Dem Himmel sei Dank! Wir können sie vielleicht noch retten!«

Dies wird mehrmals wiederholt, bis sie genug haben.

Wir haben beständig zwei Späher auf ihren Posten, – den einen auf dem Berg, den anderen am Ende der Schlucht. Die übrigen gehen durch die Vertiefung zwischen den Abhängen des Bergrückens hin, um Pinienzapfen zu suchen.

Auf diese Weise vergeht unser erster Tag.

Die indianischen Jäger kommen bis zu einer späten Stunde in ihr Lager und bringen ihre Lasten aus Büffelfleisch mit. Auf der ganzen Strecke lodern Feuer und die Wilden sitzen bratend und essend, beinahe die ganze Nacht über um dieselben.

Am folgenden Tag stehen sie erst zu einer späten Stunde auf. Es ist ein Tag der Trägheit und des Müsiggangs. Das Fleisch hängt auf den Leinen und sie können nur auf das Dörren warten. Sie schlendern im Lager umher, bessern ihre Zäume und Lassos aus, oder sehen nach ihren Waffen. Sie führen ihre Pferde an das Wasser und pflocken sie auf frischem Boden an. Sie schneiden große Fleischstücke ab und braten sie über dem Feuer. Hunderte von ihnen sind beständig mit diesem letzteren beschäftigt. Sie scheinen nur fortwährend zu essen.

Auch ihre Hunde haben zu tun und zeigen einander bei den Fleisch entblößten Knochen die Zähne. Sie werden schwerlich ihren Schmaus verlassen. Solange er dauert, kommen sie nicht in die Schlucht herein. In diesem Gedanken finden wir einigen Trost.

Die Sonne scheint den ganzen Tag über heiß und brennt in der trockenen Schlucht glühend auf uns herab. Sie vermehrt unseren Durst, aber wir bedauern dies nicht sehr, da

wir wissen, dass es die Entfernung der Wilden beschleunigen wird.

Gegen Abend beginnt der Tasajo braun und verschrumpelt auszusehen. Noch ein solcher Tag und er wird zum Verpacken fertig sein.

Unser Wasser ist zu Ende und wir kauen die saftigen Kaktusstücke. Sie lindern unseren Durst etwas, ohne ihn zu stillen.

Unser Hunger wird stärker. Wir haben alle Pinienkerne verzehrt und jetzt bleibt uns nichts weiter, als eines von unseren Pferden zu schlachten.

»Wir wollen bis Morgen warten«, schlägt einer vor. »Gebt den armen Tieren eine Chance. Wer weiß, ob sie nicht am Morgen aufbrechen?«

Dieser Vorschlag findet von allen Seiten Beistimmung. Kein Jäger verliert gern sein Pferd, besonders wenn er draußen auf der Prärie ist.

Der Hunger nagt an unseren Eingeweiden, und so erwarten wir den dritten Tag.

Der Morgen bricht endlich an und wir kriechen wie gewöhnlich vorwärts, um die Bewegungen im Lager zu beobachten. Die Wilden schlafen lange, wie gestern, aber sie erheben sich endlich und beginnen, nachdem sie ihren Tieren Wasser gegeben haben zu braten. Wir sehen die purpurnen Steaks und die saftigen Rippenstücke über dem Feuer dampfen und die saftigen Düfte werden uns vom Wind zugetragen. Unser Appetit verschärft sich in einem peinlichen Grad. Wir können es nicht länger aushalten. Ein Pferd muss sterben.

Welches wird es treffen? Das Gebirgsgesetz muss bald entscheiden.

Elf weiße Steinchen und ein schwarzes werden in den Wassereimer geworfen und wir, einer nach dem anderen, mit verbundenen Augen vor denselben geführt. Ich greife mit bebender Hand in das Gefäß. Es ist mir, als ob ich um mein eigenes Leben würfle.

Dem Himmel sei Dank! Mein Moro ist gerettet.

Einer von den Mexikanern hat den schwarzen Stein gezogen.

»Das ist ein Stück«, ruft ein Jäger; »gutes festes Mustangfleisch ist jeden Tag besser, als dürrer Stier.«

Das dem Tod geweihte Pferd ist tatsächlich ein gut genährtes Tier und nachdem wir unsere Posten wieder ausgestellt haben, begeben wir uns in das Dickicht, um es zu schlachten.

Wir gehen mit großer Vorsicht daran. Wir binden es an einen Baum und fesseln seine Vorder- und Hinterfüße, damit es sich nicht bewege. Wir beabsichtigen, es verbluten zu lassen. Der Cibolero hat sein langes Messer aus der Scheide gezogen, während ein anderer mit dem Eimer daneben steht, um das köstliche Blut aufzufangen. Einige haben Becher in ihren Händen und sind bereit, es noch warm zu trinken.

Wir werden von einem ungewöhnlichen Geräusch erschreckt. Wir blicken durch die Blätter, ein großes graues Tier steht am Rand des Dickichts und schaut zu uns herein. Es sieht wolfsähnlich aus, – ist es ein Wolf? – Nein, es ist ein indianischer Hund.

Das Messer wird von dem Pferd abgewendet, ein jeder zieht das seine, wir nähern uns dem Tier und versuchen, es näher zu locken, aber es vermutet unsere Absicht, stößt ein leises Knurren aus und läuft die Schlucht hinab. Wir folgen

ihm mit unseren Augen. Der Eigentümer des dem Untergang geweihten Pferdes hält unten Wache. Der Hund muss an ihm vorüber, um herauszukommen. Er steht mit seiner langen Lanze zu dessen Empfang bereit. Das Tier sieht sich abgeschnitten, wendet sich um und läuft zurück, dreht sich von neuem und stürzt verzweifelt auf den Wächter zu, um an ihm vorüber zu kommen. Als es sich dem letzteren nähert, stößt es ein lautes Geheul aus. Im nächsten Augenblick ist es auf die Lanze gespießt.

Mehrere von uns eilen den Berg hinauf, um zu sehen, ob das Geheul die Aufmerksamkeit der Wilden erregt hat. Es ist keine ungewöhnliche Bewegung unter ihnen zu erblicken. Sie haben es nicht gehört.

Der Hund ist zerlegt und verschlungen, ehe sein zuckendes Fleisch noch Zeit gehabt hat, kalt zu werden. Das Pferd hat eine Frist erhalten.

Von neuem füttern wir unsere Tiere mit dem kühlenden Kaktus. Dies beschäftigt uns eine Zeitlang. Bei der Rückkehr auf den Hügel bietet sich uns ein freudiger Anblick. Wir sehen die Krieger am Feuer sitzen und die Malerei auf ihren Körpern erneuern. Wir wissen, was dies bedeutet.

Der Tasajo ist beinahe schwarz – Dank der heißen Sonne, er wird zum Packen fertig sein. Einige von den Indianern sind mit dem Vergiften ihrer Pfeilspitzen beschäftigt.

Alle diese Zeichen flößen uns frischen Mut ein. Sie werden bald marschieren, wenn nicht heute Nacht. Doch Morgen früh mit Tagesanbruch.

Wir wünschen einander Glück und beobachten jede Bewegung in ihrem Lager. Unsere Hoffnungen Beginnen zu steigen, je tiefer sich der Tag senkt.

»Ha, es entsteht eine ungewöhnliche Bewegung – es ist

ein Befehl erlassen worden.«

»Voilà! Mira! Mira! – Schaut! – Schaut!« sind die halb geflüsterten Rufe, welche die Jäger hören lassen, während dies merklich wird.

»So wahr es wilde Katzen im Gebirge gibt, sie brechen auf.«

Wir sehen die Wilden den Tasajo von den Leinen nehmen und zusammenbinden. Hierauf läuft ein jeder zu seinem Pferd, die Pflöcke werden raus gezogen, die Tiere herbeigeführt und mit Wasser versorgt, das Zaumwerk aufgelegt und die Decke über sie geworfen und umgegürtet. Die Krieger ziehen ihre Lanzen heraus, werfen ihre Köcher auf den Rücken, nehmen ihre Schilde und Bogen und springen leicht auf das Pferd. Im nächsten Augenblicke formieren sie sich mit Gedankenschnelligkeit und reiten in einer langen Linie nach Süden ab.

Die größere Schar ist vorüber – die kleinere – die Navajos – folgt demselben Weg. – Nein! Die letztere hat plötzlich zur Linken abgeschwenkt und zieht in östlicher Richtung – der Quelle des Ojo di Vaca zu – über die Prärie.

## **Elftes Kapitel**

### **Der Gräber-Indianer**

Es war unser erster Impuls, die Schlucht hinabzueilen, unseren Durst an der Quelle zu löschen und unseren Hunger an den halb abgenagten Knochen, die über die Prärie verstreut waren, zu stillen. Die Vorsicht hielt uns jedoch zurück.

»Wartet bis sie ganz fort sind«, sagte Garey, »sie werden in drei Ziegensprüngen aus unseren Augen sein.«

»Ja, wir wollen noch ein wenig bleiben, wo wir sind«, fügte ein anderer hinzu. »Es reiten doch vielleicht einige zurück – es kann etwas vergessen worden sein.«

Dies war nicht unwahrscheinlich und wir beschlossen, trotz der Neigungen unseres Appetits, noch eine Zeitlang in der Schlucht zu bleiben.

Wir stiegen in das Dickicht herab, um Vorbereitungen zur Entfernung zu treffen – unsere Pferde zu satteln und die Decken, welche sie beinahe blind gemacht hatten, abzunehmen. Die armen Tiere schienen zu wissen, dass die Erlösung nahe war.

Während wir uns damit beschäftigten, blieben unsere Posten auf der Spitze des Hügels, um beide Trupps zu beobachten und uns mitzuteilen, wenn ihre Köpfe bis auf das Niveau der Prärie gesunken sein würden.

»Ich möchte wissen, weshalb die Navajos über das Ojo di Vaca gegangen sind«, bemerkte unser Anführer mit einiger Besorgnis. »Es ist gut, dass unsere Kameraden nicht dort geblieben sind.«

»Sie werden müde sein, dort wo sie sind auf uns zu warten, wenn nicht die Hirsche unter dem Mesquito häufiger sind, als ich denke«, meinte Garey.

»Vaya!« rief Sanchez, »sie können der Santissima danken, dass sie nicht in unserer Gesellschaft waren. Ich bin zu einem Gerippe abgemagert – Mira – Carrai!«

Unsere Pferde waren endlich gesattelt und gezäumt, und unsere Lassos zusammengerollt. Die Vedette hatte uns jedoch noch immer kein Zeichen gegeben. Wir wurden nun mit jedem Augenblick ungeduldiger.



»Kommt!« rief einer, »zum Henker, sie sind jetzt weit genug, sie werden nicht auf dem ganzen Weg zurück gaffen. Ich bin überzeugt, dass sie vorwärts schauen. Sie haben ja eine schöne Aussicht vor sich.« Wir konnten unserm Appetit nicht länger widerstehen. Wir riefen den Späher an. Er sah noch die Köpfe der Hintersten.

»Das ist genug«, rief Seguin, »kommt mit Euren Pferden.«

Die Leute gehorchten schnell und wir bewegten uns, die Tiere am Zaum führend, die Schlucht hinab. Wir waren dem Eingang nahe; ein junger Mann, der Pueblo-Diener Seguins, an der Spitze der Schar. Er sehnte sich mit Ungeduld nach Wasser. Er hatte bereits die Mündung der Schlucht erreicht als wir ihn mit erschreckten Mienen zurückeilen, sein Pferd hinter sich herziehen sahen und ihn rufen hörten:

»Mi amo, toda via son. (Meiner Seele, sie sind noch da!)«

»Wer?« fragte Seguin, der eilig herbeikam. »Die Indianer, Herr! Die Indianer.«

»Du bist toll! – Wo hast du sie gesehen?«

»Im Lager! Herr – seht dorthin!«

Ich begab mich mit Seguin schnell zu den Felsen, welche am Eingang der Schlucht lagen. Wie blickten vorsichtig hinüber, unseren Augen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel. Die Lagerstätte war noch in dem Zustand, wie sie die Indianer verlassen hatten, die Pfähle staken noch in der Erde, die zottigen Häute der Büffel und Haufen von ihren Knochen waren über die Ebene verstreut. Hunderte von Kojoten liefen hin und her, knurrten einander an, oder verfolgten den von ihnen, der einen besseren Bissen, als sie gefunden hatte. Die Feuer glühten noch und die Wölfe galopierten durch die Asche und trieben sie in gelben Wolken auf.

Aber wir hatten noch einen seltsameren Anblick – für mich einen Grausen erregenden. Fünf bis sechs fast menschliche Gestalten bewegten sich zwischen den Feuern umher, sammelten die Überbleibsel von den Häuten und Knochen und kämpften mit den Wölfen, welche scharenweise um sie bellten. Fünf bis sechs andere Gestalten saßen um ein noch brennendes Feuer und nagten schweigend an halb gerösteten Rippenstücken. Können sie – ja, – es sind menschliche Wesen!

Ich war auf einen Augenblick entsetzt, als ich auf die zusammengeschrumpften, zwergartigen Leiber – die langen Affenarme und die ungeheuren Köpfe schaute, um die das Haar in schlangen ähnlichen, zottigen Massen hing.

Nur ein Paar von ihnen waren eben so nackt, wie die wilden Tiere um sie her – nackt vom Kopf bis zu den Füßen.

Die dämonischen Zwerge kauerten jetzt um das Feuer, hielten halb abgenagte Knochen in ihren langen Fingern und rissen das Fleisch mit ihren blitzenden Zähnen ab. Es war tatsächlich ein entsetzlicher Anblick, und es dauerte einige Momente, ehe ich mich hinlänglich von meinem Erstaunen erholen konnte, um zu fragen, wer oder was sie seien. Ich tat es endlich.

»Los Yambaricos!« antwortete der Cibolero.

»Wer?«

»Los Indios Yambaricos, Señor.«

»Die Gräber – die Gräber«, sagte ein Jäger, welcher dachte, dass dieser Ausdruck besser die seltsame Erscheinung erklären würde.

»Ja, sie sind Gräber«, fügte Seguin hinzu. »Kommt, wir haben nichts von ihnen zu fürchten.«

»Aber wir haben etwas von ihnen zu erlangen«, erwiderte

einer von den Jägern mit einem bedeutsamen Blick. »Ein Gräberskalp ist eben so gut, wie ein anderer – er ist eben so viel wert, wie ein Apachenhäuptling.«

»Es darf niemand feuern«, sagte Seguin mit festem Ton. »Es ist noch zu früh; seht dort ...« und er deutete über die Ebene, wo noch zwei bis drei blitzende Gegenstände – die Helme der sich entfernenden Krieger über dem Gras sichtbar waren.

»Wie sollen wir sie denn bekommen, Cap'tain?« fragte der Jäger; »sie werden uns in die Felsen entlaufen; sie können springen wie gejagte Hunde.«

»Lasst die armen Teufel lieber gehen«, sagte Seguin, welcher es nicht gern zu sehen schien, dass so mutwilliger Weise Blut vergossen werden sollte.

»Nein, Cap'tain!« antwortete derjenige, welcher gesprochen hatte, »wir wollen nicht feuern, aber wir werden sie fangen, wenn wir können, ohne ihnen eine Kugel nachzuschicken. Folgt mir, Jungens.«

Und der Mann wollte eben sein Pferd auf die lockern Steine führen, um unbemerkt zwischen die Zwerge und den Felsen zu gelangen.

Die Absicht des brutalen Burschen wurde aber vereitelt, denn in diesem Augenblick erschienen El Sol und seine Schwester in der Öffnung, und ihre glänzenden Gewänder wurden den Gräbern sichtbar. Sie sprangen wie aufgetriebene Hirsche empor und liefen, oder flogen vielmehr, dem Fuß des Berges zu. Die Jäger gallopierten ihnen entgegen, um sie aufzufangen, aber sie kamen zu spät. Ehe sie die Gräber erreichen konnten, waren diese in die Felsenspalten gekrochen oder kletterten, wie Gämsen, weit über unserm Bereich auf die Klippen.

Nur einem von den Jägern – Sanchez – gelang es einen zu fangen. Sein Opfer hatte einen hohen Felsenvorsprung erklimmen und kletterte auf denselben hin, als der Lasso des Stierkämpfers sich um seinen Hals schlang. Im nächsten Augenblick wurde er in die Luft hinaus gerissen und fiel mit einem schweren Krach auf die Felsen.

Ich ritt herbei um ihn zu sehen. Er war tot. Der Sturz hatte ihn zerschmettert – zu einer formlosen Masse verstümmelt – er bot einen ekelhaft hässlichen Anblick dar.

Der gefühllose Jäger kümmerte sich nicht darum, er bückte sich mit einem rohen Scherz über den Körper, löste den Skalp ab und steckte die noch dampfende und blutende Haut hinter den Gürtel seiner Salpomeros.

## Zwölftes Kapitel

### Dacoma

Wir eilten jetzt alle der Quelle zu, stiegen ab und ließen unsere Pferde nach Belieben saufen. Wir hatten keine Furcht, dass sie davonlaufen würden. Unser eigener Durst bedurfte der Löschung ebenso gut, wie der ihre und wir sprangen in den Bach und gossen das kalte Wasser becherweise hinab. Es war, als ob wir nie genug erhalten könnten, aber ein ebenso starker anderer Appetit lockte uns von der Quelle weg und wir liefen auf den Lagerplatz hinaus, um Mittel zu seiner Befriedigung zu suchen. Wir trieben die Kojoten und weißen Wölfe mit unserem Geschrei auseinander und verscheuchten sie mit Steinwürfen vom Platz.

Wir wollten uns eben bücken, um die staubbedeckten

Fleischstücke aufzuheben, als ein eigentümlicher Ausruf vonseiten eines der Jäger unsere Blicke plötzlich auf ihn lenkte.

»Malraya! Camerados – mira el arco! (Verwünscht, Kameraden, seht den Bogen!)«

Der Mexikaner, welcher diese Worte ausstieß, deutete auf einen zu seinen Füßen am Boden liegenden Gegenstand. Wir eilten herbei, um zu sehen, was es war.

»Cospita!«, rief der Mann von Neuem. »Es ist ein weißer Bogen!«

»Ein weißer! Ein weißer, bei Gott!«, schrie Garey.

»Ein weißer! Ein weißer!«, riefen mehrere andere, indem sie den Gegenstand mit der Miene des Erstaunens und der Besorgnis betrachteten.

»Er hat einem großen Krieger gehört, dafür bürgе ich«, sagte Garey.

»Ja«, fügte ein anderer hinzu, »und zwar einem, der zurückreiten wird, um ihn zu holen, sobald er ...«

»Meiner Seele, seht dorthin, er kommt.«

Unsere Blicke lenkten sich zu gleicher Zeit in der von dem Jäger angedeuteten östlichen Richtung über die Prärie. Ein Gegenstand wurde wie ein Meteor tief unten am Horizont sichtbar.

Das war es aber nicht. Wir wussten auf den ersten Blick, was es bedeutete. Es war ein Helm, welcher im Sonnenschein blitzte, als er sich mit dem gemessenen Galopp eines Pferdes hob und senkte.

»Zu den Weiden, Leute, zu den Weiden!«, schrie Seguin. »Werft den Bogen hin, lasst ihn, wo er war. Zu den Pferden! Fort! Führt sie hinein! Bückt euch! Bückt euch!«

Wir liefen sämtlich zu unseren Pferden, nahmen sie am

Zügel und führten sie oder schleppten sie vielmehr in das Weidendickicht. Wir sprangen in die Sättel, um auf alles bereit zu sein, und spähten durch das uns verbergende Laub.

»Sollen wir feuern, wenn er herankommt, Cap'tain?«, fragte einer von den Leuten.

»Wir können ihn hübsch aufs Korn nehmen, wenn er sich bückt, um den Bogen aufzuheben.

»Nein, so lieb Euch Euer Leben ist! Tut es nicht!«

»Was denn, Cap'tain?«

»Lasst ihm den Bogen nehmen und gehen«, war Seguins Antwort.

»Ei, Cap'tain, weshalb?«

»Ihr Tore, seht Ihr denn nicht ein, dass der ganze Stamm vor Mitternacht wieder auf unserer Fährte sein würde? Seid Ihr toll! Lasst ihn gehen, er wird vielleicht unsere Spuren nicht bemerken, da unsere Pferde nicht beschlagen sind. In diesem Fall mag er gehen, wie er gekommen ist.«

»Aber wie, Cap'tain, wenn er dorthin schaut?«

Garey deutete bei diesen Worten zum Felsen am Fuß des Berges.

»Sacré dieu – der Gräber!«, rief Seguin mit bestürzter Miene.

Der Körper lag an einer auffallenden Stelle auf dem Gesicht – der rote Schädel nach oben und auswärts gekehrt, sodass er kaum dem Auge eines von der Ebene Herankommenden entgehen konnte. Mehrere Kojoten waren bereits an der Stelle, wo er lag, versammelt und beschnüffelten ihn, ohne, wie es schien, Lust zu haben, das hässliche Fleischstück zu berühren.

»Er muss ihn sehen, Cap'tain«, fügte der Jäger hinzu.

»Dann müssen wir ihn mit der Lanze, dem Lasso oder lebendig fangen. Es darf kein Gewehr abgefeuert werden. Sie würden es immer noch hören und hinter uns sein, ehe wir um den Berg kommen könnten. Nein, nehmt eure Gewehre auf den Rücken. Diejenigen, welche Lanzen und Lassos haben, mögen sie aber bereithalten.«

»Wann sollen wir auf ihn losgehen, Cap'tain?«

»Überlasst das mir. Vielleicht steigt er ab, um den Bogen zu holen, oder wenn er das nicht tut, kann er auch an die Quelle reiten, um seinem Pferd Wasser zu geben. Dann wird es möglich sein, ihn zu umringen. Wenn er den Gräber sieht, so geht er vielleicht zu ihm heran, um ihn aufmerksam zu untersuchen. In diesem Fall können wir ihn ohne Schwierigkeit auffangen. Geduldet Euch, ich werde das Signal geben.«

Der Navajo näherte sich unterdessen in einem regelmäßigen Galopp. Als das Gespräch zu Ende kam, war er noch etwa dreihundert Schritte von der Quelle und eilte immer noch vorwärts, ohne seinen Schritt zu verzögern. Wir hefteten unsere Blicke in atemlosem Schweigen auf ihn und sein Pferd. Es war ein herrlicher Anblick. Das Pferd war ein großer, kohlschwarzer Mustang, mit feurigen Augen und roten, offenen Nüstern. Er schäumte am Maul und die weißen Flocken hingen ihm an Hals, Brust und Schultern. Er war über und über nass und schimmerte im Sonnenschein. Der Reiter war vom Gürtel an bis auf seinen Federhelm und einige Zierraten, welche an Brust, Hals und Handgelenken glänzten, nackt. Ein grell farbiges, gesticktes, tunikaartiges Hemd bedeckte seine Hüften, und seine Schenkel unterhalb des Knies waren nackt und endeten mit einem halbstiefelähnlichen Mokassin, welcher eng am Fuß an-

schloss. Man sah, dass er keiner von den Apachen war, denn er hatte keine Malerei am Körper. Sein bronzenes Gesicht schimmerte von der Farbe der Gesundheit. Seine Züge waren edel und kriegerisch, sein Auge kühn und durchdringend und seine langen schwarzen Haare flatterten hinter ihm in der Luft und fielen bis auf den Schweif seines Pferdes. Er ritt auf einem spanischen Sattel. Seine Lanze ruhte auf dem Steigbügel und in der Höhlung seines rechten Armes. Sein linker war durch den Riemen eines weißen Schildes gedeckt, sein Köcher, mit seinen gefiederten Pfeilen, ragte über seine Schulter hervor, sein Bogen war vor ihm.

Pferd und Reiter boten einen prächtigen Anblick, als sie sich zusammen über die grüne Anschwellung der Prärie erhoben. Das Bild glich eher dem eines homerischen Helden, als dem eines Wilden des fernen Westens.

»Pah!«, rief einer von den Jägern leise, »wie er glitzert! Seht nur das Kopfstück an. Es flimmert ordentlich.«

»Ja«, murmelte Garey, »wir haben dem Messing viel zu verdanken. Wir würden in einer ebenso hässlichen Lage sein, wie er jetzt, wenn wir es nicht bei Zeiten gesehen hätten.«

»Was!«, rief der Trapper plötzlich! »Dacoma! Bei Gott, der zweite Häuptling der Navajo.«

Ich wendete mich zu Seguin, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten. Der Maricopa hatte sich zu ihm herübergebeugt, murmelte einige Worte in einer mir unbekannt Sprache und gestikulierte energisch. Ich kannte den Namen Dacoma, und das Gesicht des Häuptlings zeigte einen Ausdruck wilden Hasses, als er auf den herannahenden Reiter deutete.



»Nun«, antwortete Seguin, dem Anschein nach dem Wunsch jenes entsprechend, »er soll nicht entrinnen! Gleichviel, ob er uns sieht, oder nicht, aber wendet Eure Büchse nicht an – sie sind keine zehn Meilen entfernt. Wir können ihn leicht umringen, und wenn auch das nicht wäre – so kann ich ihn auf diesem Pferd einholen, und hier ist ein zweites.«

Als Seguin die letzten Worte sprach, deutete er auf Moro.

»Still«, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, »hört!«

Es entstand eine Grabesstille. Ein jeder drückte sein Pferd mit den Knien, um es so in Ruhe zu halten.

Der Navajo hatte jetzt den Rand des Lagers erreicht, wendete sich etwas links und galoppierte an der Linie herab, indem er auf seinem Lauf die Wölfe auseinanderscheuchte. Er saß, auf die eine Seite übergebeugt, auf dem Pferd, und betrachtete forschend den Boden.

Als er unserem Hinterhalt beinahe gegenüber war, erblickte er den Gegenstand seiner Nachsuchung, glitt aus dem Steigbügel und führte sein Pferd so, dass es dicht daran vorüberstrich. Dann beugte er sich, ohne sein Pferd auch nur langsamer gehen zu lassen, hinüber, bis sein Federbusch die Erde fegte, hob den Bogen auf und schwang sich wieder in den Sattel.

»Wunderschön gemacht!«, rief der Stierkämpfer.

»Bei Gott, es wäre schade, ihn zu töten«, murmelte ein Jäger. Unter den Leuten wurde ein leises Flüstern der Bewunderung hörbar.

Nach einigen weiteren Sprüngen schwenkte der Indianer plötzlich und wollte eben zurückgaloppieren, als seine Augen den blutigen Gegenstand auf dem Felsen erblickten. Er gab dem Zügel einen Ruck, bis die Hüften seines Pferdes

beinahe auf der Prärie ruhten, und schaute den Körper mit überraschter Miene an.

»Wunderschön!«, wiederholte Sanchez von Neuem. »Carambo! Wunderschön!«

Es war tatsächlich eines von den schönsten Bildern, welche das Auge erblicken konnte. Das Pferd mit seinem auf dem Boden liegenden Schweif, mit erhobenem Kopf und weit offenen Nüstern und unter dem Impuls seines meisterhaften Reiters keuchenden Flanken – der Reiter selbst mit seinem glänzenden Helm und den wehenden Federn – seinem bronzenen Teint – seinem festen, graziösen Sitz – und seinem verwunderten auf eine Stelle gehefteten Blick!

Es war, wie Sanchez gesagt hatte, ein wunderschönes Bild, eine lebende Statue und wir alle von Bewunderung erfüllt, als wir darauf blickten. Kein Einziger aus unserer Schar, mit vielleicht einer einzigen Ausnahme, hätte den Schuss feuern mögen, welcher sie von ihrem Piedestal geworfen haben würde.

Pferd und Reiter blieben einige Augenblicke in dieser Stellung, da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Indianers, sein Auge schweifte mit einem forschenden und etwas entsetzten Blick umher – es ruhte auf dem noch von den Hufen unserer Pferde schmutzigen Wasser.

Ein Blick war genug und der wilde Reiter schwenkte mit einem schnellen, starken Ruck am Zügel zu der Prärie hinaus.

Das Signal zum Angriff war in demselben Augenblick gegeben worden. Wir sprangen vorwärts und schossen in einer dicht gedrängten Masse aus dem Dickicht.

Wir mussten über den Bach setzen. Seguin war, als wir

darauf zuritten, um einige Schritte voraus. Ich sah sein Pferd plötzlich straucheln, über das Ufer stürzen und sich im Wasser wälzen. Die Übrigen ritten spritzend hindurch. Ich hielt nicht an, um zurückzuschauen. Ich wusste, dass jetzt die Gefangennahme des Indianers für uns eine Sache des Lebens und Todes war, und ich stieß meinem Pferd die Sporen tief in die Seite und strengte es aufs Äußerste an.

Wir ritten eine Zeit lang alle in einem dichten Klumpen beisammen. Als wir auf die Ebene gekommen waren, sahen wir den Indianer um ein Dutzend Pferdelängen vor uns und fühlten sämtlich mit Entsetzen, dass er seine Entfernung bewahrte, wo nicht sie gar vergrößerte.

Wir hatten den Zustand unserer Tiere vergessen. Sie waren vom Hunger schwach und vom langen Stehen in der Schlucht steif geworden, überdies hatten sie soeben im Übermaß getrunken.

Ich fand bald, dass ich meinen Gefährten vorauskam. Die größere Schnelligkeit Moros gab mir den Vorteil. El Sol war immer noch vor mir. Ich sah ihn sein Lasso zur Hand nehmen, ihn werfen und plötzlich anhalten. Die Schlinge glitt über die Hinterschenkel des fliehenden Mustangs herab, er hatte sein Ziel verfehlt.

Als ich an ihm vorüberschoss, schlang er sein Lasso von Neuem zusammen. Ich bemerkte seine Miene des Verdrusses und der getäuschten Hoffnung.

Mein Araber war jetzt warm geworden und ich meinen Kameraden bald weit voraus gekommen. Ich nahm überdies wahr, dass ich mich dem Navajo näherte. Ein jeder Schritt brachte mich dichter zu ihm heran, bis kaum ein Dutzend Schritte noch zwischen uns waren.

Ich wusste nicht, wie ich mich benehmen sollte. Ich hielt

meine Büchse in der Hand und hätte den Indianer in den Rücken schießen können, aber ich erinnerte mich der Warnung Seguins und wir waren jetzt näher am Feind als je, – ich wusste nicht einmal, ob wir ihm nicht sichtbar waren.

Ich wagte nicht zu feuern.

Noch war ich unentschieden, ob ich mein Messer gebrauchen oder den Indianer mit dem Büchsenkolben vom Pferd werfen sollte, als er einen Blick über seine Schulter warf und sah, dass ich allein war.

Plötzlich lenkte er um, legte seine Lanze ein und galoppierte zurück. Sein Pferd schien ohne Zügel gelenkt zu werden und seiner Stimme und Berührung zu gehorchen.

Ich hatte nur etwa noch Zeit, meine Büchse zu erheben und den Stoß, welcher direkt auf meine Brust gerichtet war, zu parieren. Ich vermochte ihn nicht ganz abzulenken, die Spitze streifte meinen Arm und verursachte eine Fleischwunde. Der Lauf meiner Büchse verfang sich mit der Schlinge der Lanze und das Gewehr wurde mir aus den Händen gerissen.

Die Wunde, die Erschütterung und der Verlust meiner Waffe hatten mich außer Fassung gebracht und verhinderte mich, mein Pferd gehörig zu lenken, sodass es einige Zeit dauerte, ehe ich mich wieder des Zügels so weit bemächtigen konnte, um es zu wenden. Mein Gegner hatte eher geschwenkt, wie ich durch das Zischen eines Pfeiles erfuhr, welcher durch das Haar über meinem rechten Ohr ging. Als ich ihm wieder entgegen ritt, war ein Zweiter auf der Sehne und im nächsten Augenblick steckte er in meinem linken Arm.

Ich war jetzt zornig, zog eine Pistole aus dem Halfter, spannte sie und galoppierte vorwärts. Ich wusste, dass es

die einzige Möglichkeit zur Rettung meines Lebens war.

Der Indianer ließ zu gleicher Zeit seinen Bogen fallen, legte seine Lanze ein und spornte sein Pferd mir entgegen. Ich war entschlossen, nicht eher zu feuern, bis er nahe und ich meines Zieles gewiss sein würde.

Wir jagten im vollen Galopp aufeinander zu – ich zielte und drückte ab – das Zündhütchen explodierte.

Die Lanzenklinge blitzte in meinen Augen, ihre Spitze war an meiner Brust, ein Gegenstand schlug in meine Augen, es war der Schlingenring eines Lassos – ich sah ihn über die Schultern des Indianers bis an seine Ellenbogen fallen – die Schlinge wurde im Sinken angezogen, – ich hörte einen wilden Schrei sah einen schnellen Ruck an dem Körper meines Gegners, – die Lanze flog aus seiner Hand und im nächsten Augenblick war er aus dem Sattel gerissen und lag hilflos auf der Prärie. Sein Pferd stieß mit einer Erschütterung auf das meine, welche beide zur Erde warf. Wir rollten umher und erhoben uns wieder.

Als ich mich aufgerichtet hatte, stand El Sol mit gezogenem Messer und um die Arme seines Gefangenen geschlungenem Lasso, über dem Navajo.

»Das Pferd! Fangt das Pferd!«, schrie Seguin, der jetzt herangaloppierte. Die Leute sprengten an mir vorüber, um den Mustang zu verfolgen, welcher mit schleppenden Zügeln über die Prärie galoppierte.

Nach wenigen Minuten war das Tier mit dem Lasso gefangen und wurde zu der Stelle zurückgeführt, welche beinahe mein Grab geworden wäre.

## Dreizehntes Kapitel

### Ein Dinner aus zwei Schüsseln

El Sol stand, wie gesagt, über dem am Boden liegenden Indianer. Sein Gesicht verriet ein Gemisch von zwei Gefühlen - Hass und Triumph.

Seine Schwester galoppierte in diesem Augenblick heran, sprang von ihrem Pferd und kam schnell auf uns zu.

»Sieh«, sagte er, auf den Navajohäuptling deutend, »sieh den Mörder unserer Mutter!«

Das Mädchen stieß einen kurzen scharfen Ruf aus, zog ein Messer und stürzte damit auf den Gefangenen zu.

»Nein Luna!«, rief El Sol, indem er sie beiseiteschob. »Nein, wir sind keine Mörder - dies ist keine Rache, er soll noch nicht sterben. Wir wollen ihn lebend den Squaws von Maricopa zeigen. Sie sollen den Mamouchic über diesen großen Häuptling, diesen ohne Wunde gefangenen Krieger tanzen.«

El Sol stieß diese Worte mit einem verächtlichen Ton aus. Die Wirkung, welche sie auf den Navajo machte, zeigte sich sogleich.

»Hund von einem Coco!«, schrie er mit einem unwillkürlichen Versuch, sich freizumachen, »Hund von einem Coco, der du mit den bleichen Räubern im Bund bist! Hund!«

»Ha, erinnerst du dich meiner, Dacoma? Es ist gut.«

»Hund!«, unterbrach ihn der Navajo von Neuem, und die Worte zischten durch seine Zähne, während seine Augen mit dem Ausdruck wütender Bosheit blitzten.

»Hihihhi!«, rief Rube, der in diesem Augenblick herangaloppierte. »Hihihhi! Der Indianer ist scharf wie ein Metzger-

beil. Zum Teufel mit ihm! Wärmt seine Glieder mit der Pferdepeitsche! Er hat meine alte Stute warm gemacht. Der Teufel soll ihm Sirup geben!«

»Lassen Sie uns nach Ihrer Wunde sehen, Mr. Haller«, sagte Seguin, der jetzt von seinem Pferd gestiegen war, indem er sich mir mit, wie es mir erschien, besorgtem Wesen näherte.

»Wie, ist sie ... durch das Fleisch? Sie sind sicher genug ... wenn der Pfeil ... nicht vergiftet ist! Ich fürchte ... El Sol ... kommen Sie schnell herbei, mein Freund! Sagt mir, ob diese Spitze vergiftet gewesen war.«

»Erst wollen wir sie herausziehen«, erwiderte der Maricopa, welcher sich mir jetzt näherte. »Wir versäumen damit keine Zeit.«

Der Pfeil war durch meinen Vorderarm gedrungen. Die Spitze hatte das Fleisch durchbohrt, und auf der entgegengesetzten Seite war etwa noch die Hälfte des Schaftes sichtbar.

El Sol nahm das gefiederte Ende in seine beiden Hände und knickte es ab. Hierauf erfasste er die Spitze und zog den Pfeil sanft aus der Wunde.

»Lassen Sie es bluten«, sagte er, »bis ich die Spitze untersucht habe. Er sieht nicht aus wie ein Kriegerpfeil, aber die Navajo bedienen sich eines sehr feinen Giftes. Zum Glück besitze ich sowohl die Mittel, es zu entdecken, als auch das Gegengift.«

Bei diesen Worten nahm er einen Büschel roher Baumwolle aus seiner Jagdtasche. Hiermit rieb er leicht das Blut von der Pfeilspitze ab, darauf zog er ein kleines Fläschchen heraus, goss einige Tropfen einer Flüssigkeit auf das Metall und beobachtete dieselbe.

Ich wartete mit nicht geringer Besorgnis auf das Resultat. Auch Seguin schien ängstlich zu sein, und da ich wusste, dass er oft von der Wirkung eines vergifteten Pfeiles Zeuge gewesen sein müsse, fühlte ich mich nicht eben behaglich, als ich ihm die Prüfung mit so großer Ängstlichkeit beobachten sah. Ich wusste, dass da, wo er sie fürchtete, Gefahr sein müsse.

»Mr. Haller«, sagte El Sol endlich, »Sie haben diesmal Glück gehabt. Ich glaube, dass ich es Glück nennen kann, denn Ihr Gegner hat sicherlich in seinem Köcher andere Dinge gehabt, die nicht ganz so unschädlich sind wie dieser.«

»Lassen Sie sehen«, fügte er hinzu. Er trat zu dem Navajo und zog einen anderen Pfeil aus dem noch auf den Rücken des Indianers geschlungenen Köcher.

Nachdem er die Klinge einer gleichen Probe unterworfen hatte, rief er: »Sagte ich es nicht, sehen Sie her! Es ist grün, wie Pisang – er hat zwei abgeschossen. Wo ist der andere? Kameraden, helft mir ihn suchen. Ein solcher Verräter darf nicht hier zurückbleiben.«

Mehrere von den Leuten sprangen von ihren Pferden und suchten nach dem zuerst abgeschossenen Pfeil. Ich deutete die Richtung und wahrscheinliche Entfernung, so gut ich konnte, an. Nach wenigen Augenblicken wurde er aufgehoben.

El Sol nahm ihn und goss einige Tropfen seiner Flüssigkeit darauf. Sie wurde ebenso grün wie die andere.

»Sie können Ihren Heiligen danken, Mr. Haller«, sagte der Coco, »dass dieser es nicht war, welcher jenes Loch in Ihren Arm gemacht hatte, sonst würde alle Geschicklichkeit Doktor Richters, im Verein mit der meinen nötig gewesen



sein, um Sie zu retten. Aber was ist dies? Noch eine Wunde? Ha, er hat Sie mit seiner Lanze berührt. Lassen Sie mich die Wunde ansehen.«

»Ich glaube, dass es nur ein Ritz ist.«

»Dies Klima ist ein seltsames, Mr. Haller, ich habe solche Ritze zu tödlichen Wunden werden sehen, wenn sie nicht gehörig beachtet wurden. Luna, etwas Baumwolle! Ich werde Ihre Wunde so zu verbinden versuchen, dass Sie die Folgen nicht zu fürchten brauchen. Sie verdienen dies von mir, denn wenn Sie nicht gewesen wären, so würde er mir entronnen sein.«

»Wären Sie nicht gewesen, Sir, so würde er mich getötet haben!«

»Nun«, entgegnete der Coco lächelnd, »es ist möglich, dass Sie nicht so gut davongekommen sein würden. Ihre Waffe hat Ihnen versagt. Man kann kaum erwarten, eine Lanzenspitze mit einem Büchenschaft zu parieren, obgleich es sehr hübsch getan wurde. Es wundert mich nicht, dass Sie bei dem zweiten Rennen abdrückten. Ich gedachte es selbst zu tun, wenn das Lasso mich wieder verlassen hätte. Wir haben aber beide Glück gehabt. Sie müssen diesen Arm für ein paar Tage in der Binde tragen. Luna, deine Schärpe!«

»Nein«, sagte ich, als das Mädchen eine schöne Schärpe, die sie um den Leib trug, ablösen wollte. »Das soll sie nicht. Ich werde etwas anderes finden.«

»Hier, Mr. Haller, wenn das genügt«, fiel der junge Trapper Garey ein. »Ich gebe es gern!«

»Sie sind sehr gütig! Ich danke Ihnen!«, erwiderte ich, obwohl ich wusste, weshalb das Tuch gegeben wurde. »Seid so freundlich, dies zur Vergütung anzunehmen.« Ich bot

ihm einen von meinen kleinen Revolvern an – eine Waffe, zu dieser Zeit und an diesem Ort ihr Gewicht an Perlen wert.

Der Gebirgsjäger wusste dies und nahm das angebotene Geschenk mit Dank aus meinen Händen. So sehr er es aber auch schätzen mochte, sah ich doch, dass er noch zufriedener über ein einfaches Lächeln war, welches ihm von anderer Seite her zuteilwurde. Ich fühlte die Überzeugung, dass die Schärpe auf alle Fälle bald ihren Eigentümer wechseln würde.

Ich beobachtete das Gesicht El Sols, um zu sehen, ob er diese kleine Nebenszene bemerkt hatte oder billige. Ich konnte einen ungewöhnlichen Ausdruck darauf sehen. Er war mit meinen Wunden beschäftigt, die er auf eine Weise verband, welche einem Mitglied des Wundarzneikollegiums Ehre gemacht haben würde.

»Nun«, sagte er, als er fertig war, »jetzt werden Sie in ein paar Tagen wieder in den Kampf gehen können. Sie haben einen schlechten Zügelarm, Mr. Haller, aber das beste Pferd, welches ich je gesehen habe. Es wundert mich nicht, dass Sie sich weigern, es zu verkaufen.«

Der größte Teil des Gesprächs war in englischer Sprache geführt worden, die der Cocohäuptling mit einem Akzent und einer Betonung redete, welche meinem Ohr so gut erschien, als ich sie nur je gehört hatte.

Auch im Französischen konnte er sich ausdrücken wie ein Pariser und unterhielt sich mit Seguin gewöhnlich in dieser Sprache. All dies setzte mich in Verwunderung.

Die Leute waren wieder aufgestiegen, um zum Lager zurückzukehren. Wir waren jetzt von nagendem Hunger gequält, und wir begannen zurückzureiten, um das so unze-

remoniös unterbrochene Mahl von Neuem zu beginnen.

In geringer Entfernung vom Lager stiegen wir ab, pflockten unsere Pferde auf dem Gras an und gingen umher, um die Steaks und Rippen zu suchen, welche wir vor Kurzem noch in Fülle gesehen hatten.

Ein neuer Schmerz erwartete uns. Es war kein Bissen Fleisch mehr vorhanden, die Kojoten hatten unsere Abwesenheit benutzt, und wir konnten um uns her nichts weiter sehen als abgenagte Knochen. Die Rippen und Schenkelknochen der Büffel waren poliert, als ob sie mit einem Messer abgekratzt wären. Selbst der hässliche Leichnam des Gräberindianers war zu einem weißen Skelett geworden.

»Pah!«, rief einer von den Jägern. »Jetzt Wolf oder nichts – auf sie!« Der Mann legte seine Büchse an die Wange.

»Halt!«, rief Seguin, der es gesehen hatte. »Seid Ihr toll?«

»Ich glaube nicht, Cap'tain!«, antwortete der Jäger, indem er mürrisch seine Büchse absetzte. »Wir werden wohl essen müssen. Ich sehe um uns her nichts als diese. Wie sollen wir sie erlangen, ohne zu schießen?«

Seguin antwortete nur dadurch, dass er auf den Bogen deutete, welchen El Sol in Bereitschaft setzte.

»Oho«, meinte der Jäger, »Ihr habt recht, Cap'tain! Ich bitte um Verzeihung; ich hatte das Knochenstück vergessen!«

Der Coco nahm einen Pfeil aus dem Köcher und untersuchte die Spitze mit seiner Flüssigkeit. Es war ein Jagdpfeil, er legte ihn auf die Sehne und sendete ihn durch den Körper eines weißen Wolfes, welcher augenblicklich tot zusammenstürzte. Hierauf nahm er den Pfeil von Neuem, wischte die Feder ab und fuhr fort zu schießen, bis die Leichen von fünf bis sechs Tieren auf dem Boden ausgestreckt lagen.

»Tötet einen Kojoten, da Ihr doch einmal dabei seid!«, rief einer von den Jägern. »Männer wie wir müssen wenigstens zwei Schüsseln zu ihrem Dinner haben.«

Die Leute lachten über diesen Scherz, und El Sol hob lächelnd den Pfeil noch einmal auf, und ließ ihn durch den Leib eines Kojoten schwirren.

»Ich glaube, dass dies wenigstens für eine Mahlzeit genug sein wird«, sagte El Sol, indem er den Pfeil wieder aufhob und in den Köcher zurücksteckte.

»Ja«, antwortete der Witzbold, »wenn wir mehr brauchen, so können wir wieder in die Speisekammer gehen. Es ist eine Art von Fleisch, die jedenfalls frisch am besten schmeckt.«

»Nun, so ist es, Old Nag! Pah, ich will ein Stück von dem Weißen nehmen. Vorwärts!«

Die Jäger lachten über den Humor ihres Kameraden, zogen ihre Messer und begannen die Wölfe abzuhäuten. Die Geschicklichkeit, womit diese Operation verrichtet wurde, bewies, dass sie ihnen keineswegs neu war.

Nach Kurzem waren die Tiere zerlegt, und ein jeder nahm sein Viertel und begann es über dem Feuer zu rösten.

»Nun, das Wolfsfleisch ist ein ganz gutes Essen. Es schält sich ungemein zart ab.«

»Es schmeckt beinahe wie Ziege – nicht wahr?«

»Meines kommt mir eher wie Hundefleisch vor.«

»Es ist gar nicht schlecht. Jedenfalls ist es besser als mageres Stierfleisch.«

»Es würde mir weit besser schmecken, wenn ich sicher wüsste, dass dieses Vieh nicht an jenem zottigen Ungeziefer auf dem Felsen gewesen wäre!« Und der Mann deutete zum Skelett des Gräbers.

Die Idee war entsetzlich und würde unter anderen Umständen wie ein Brechmittel gewirkt haben.

»Pah!«, rief ein Jäger, »Ihr habt mir beinahe den Magen verdorben. Ich wollte den Kojoten versuchen, bevor er sprach. Jetzt tue ich es nicht mehr, denn ich habe sie an ihm herumschnüffeln sehen, ehe wir wegritten.«

»Nicht wahr, alter Bursche, Ihr macht Euch nichts daraus?«

Dies wurde zu Rube gesagt, welcher mit seiner Rippe beschäftigt war und keine Antwort gab.

»Er – er kümmert sich nicht darum!«, antwortete ein anderer an seiner Stelle. »Rube hat in seiner Zeit eine Menge von merkwürdigen Leckerbissen verzehrt, nicht wahr, Rube?«

»Ja, und wenn Ihr so lange in den Bergen seid wie dieses Kind, so werdet Ihr froh sein, wenn Ihr eure Zähne an schlechteren Bissen wetzen könnt, als Wolfsfleisch – seht zu, ob Ihr es nicht tut.«

»Menschenfleisch wohl?«

»Ja – das ist es, was Rube meint.«

»Jungens«, sagte Rube, ohne auf die Bemerkung zu achten, und dem Anschein nach jetzt, wo er seinen Appetit befriedigte, in guter Laune. »Was ist außer Mannsfleisch das Schlechteste, was je einer von Euch gekaut hat?«

»Wahrscheinlich Weiberfleisch.«

»Du dickköpfiger Narr, du brauchst jetzt nicht so vorlaut zu sein und deinen Witz zu zeigen, wenn es nicht verlangt wird.«

»Nun, mit Ausnahme von Mannsfleisch, wie er sagt«, antwortete einer von den Jägern auf Rubes Frage – »so ist eine Moschusratte das Schlechteste, woran ich noch meine Zäh-

ne gesetzt habe.«

»Ich habe rohen Salbeihasen gekaut«, sagte ein Zweiter, »und ich verlange nichts Bittereres zu essen.«

»Eule ist auch nichts besonders Gutes«, fügte ein Dritter hinzu.

»Ich habe Stinktiefel gegessen«, fuhr ein Vierter fort, »aber es ist mir in meiner Zeit angenehmeres Fleisch oft vorgekommen.«

»Carajo!«, erwiderte ein Mexikaner; »was sagt Ihr zu Affenfleisch? Ich habe im Süden oftmals mein Mittagessen davon gehalten.«

»Nun, ich denke mir, dass Affenfleisch zäh zum Kauen sein wird. Aber ich habe meine Zähne an gedörrter Büffelhaut gewetzt, und sie war nicht so weich, wie ich wohl hätte wünschen mögen.«

»Dieses Kind«, sagte Rube, nachdem die Übrigen ihre Erfahrungen ausgesprochen hatten, »hat mit Ausnahme des Affenfleisches, alle die Kreaturen, welche bis jetzt genannt worden sind, verzehrt. Affenfleisch kenne ich nicht, da es in dieser Gegend keine gibt. Es mag zäh sein, oder nicht – es mag bitter sein, oder nicht – ich weiß nichts darüber; aber einmal hatte dieser ein Ungeziefer gekaut, welches nicht viel lieblicher gewesen sein kann.«

»Was war es, Rube?«, fragten mehrere zugleich, denn alle waren neugierig, was der alte Trapper Unschmackhafteres als die bereits genannten Speisen gegessen haben konnte.

»Nun, es war Aasgeier – das war es!«

»Aasgeier!«, wiederholten alle.

»Pah! Das war eine stinkende Pille, das lässt sich nicht leugnen. Das übertrifft meine Kost.«

»Und wann habt Ihr den Aasgeier verzehrt, alter Junge?«,

fragte einer von den Jägern, welcher vermutete, dass mit diesem Ereignis im Leben des ohrenlosen Trappers eine Geschichte verbunden sein könne.

»Ja, sagt uns das, Rube, erzählt uns das! Erzählt uns das!«, riefen viele.

»Nun«, begann Rube nach kurzem Schweigen, »es war vor etwa sechs Jahren. Die Rapaho hatten mich am Arkansas, wenigstens zweihundert Meilen unterhalb des großen Waldes, auf die Füße gebracht. Die verdammten Stinktiere nahmen mir das Pferd. Die Biberfalle und alles. Hihih!«, fuhr er kichernd fort. »Hihih! Sie hätten am besten getan, den alten Rube ungeschoren zu lassen.«

»Das glaube ich auch«, bemerkte ein Jäger. »Sie werden schwerlich viel bei der Spekulation verdient haben – nun, wie war es mit dem Aasgeier?«

»Seht, ich war rein ausgefloht und befand mich mit nicht mehr als einer Hose gute zweihundert Meilen von Menschen. Bents Fort war das nächste, und ich folgte in dieser Richtung dem Fluss.

Ich hatte die Tiere jeder Art nie so scheu gesehen. Sie würden es nicht gewesen sein, wenn ich meine Falle gehabt hätte, aber es gab keine Kreatur, vom Gründling im Wasser bis zum Büffel auf der Prärie, die nicht ausgesehen hätte, als ob es wisse, wie es mit diesem Mistvieh stand. Ich konnte zwei Tage lang nichts als Eidechsen bekommen, und kaum die.«

»Eidechsen sind ein ärmlicher Fraß«, bemerkte einer.

»Das könnt Ihr wohl sagen. Diese Keule hier ist dagegen fettes Kuhfleisch – das ist sie!«

Rube unternahm bei diesen Worten einen neuen Angriff auf das Wolfsfleisch.

»Ich kaute die alten Hosen, bis ich so nackt wie der Chimneyfelsen war.«

»Zum Geier, war es Winter?«

»Nein, es war Kalbzeit, und was das betrifft, warm genug. Ich machte mir in der Beziehung nichts aus dem Verlieren des Leders, aber ich hätte mehr davon essen können.

»Am dritten Tag stieß ich auf eine Stadt von Sandratten. Das Haar dieses Nagers war damals länger, als es jetzt ist. Ich machte Fallen davon und fing einige von den Ratten, aber sie wurden ebenfalls scheu – zum Teufel mit ihnen! Ich musste die Spekulation aufgeben. Es war der dritte Tag von der Zeit, wo ich meinen Plunder verloren hatte, und ich wurde verwünscht schwach. Ich begann zu denken, dass die Zeit gekommen sei, wo dieses Kind untergehen müsse.

Es war kurz nach Sonnenaufgang, und ich saß auf dem Ufer, als ich plötzlich etwas Sonderbares den Fluss herab schwimmen sah. Als es näher kam, sah ich, dass es das Aas eines Büffelkalbs war, und ein paar Aasgeier auf dem Ding saßen und ihm die Augen auspickten. Es war weit drüben und das Wasser tief, aber ich entschloss mich, es an Land zu holen. Ihr könnt Euch denken, dass mir das Ausziehen nicht viel Zeit kostete.«

Hier unterbrachen die Jäger Rubes Geschichte mit einem Lachen.

»Ich ging ins Wasser und schwamm hinaus. Ich konnte das Ding riechen, ehe ich noch halbwegs da war. Als ich mich ihm näherte, flogen die Vögel auf. Ich war bald dicht dabei und sah auf den ersten Blick, dass das Kalb ganz verfault war.«

»Wie schade!«, rief einer von den Jägern.



»Ich wollte nicht umsonst geschwommen sein, nahm den Schwanz also zwischen meine Zähne und schwamm zum Ufer zurück. Ich hatte noch nicht dreimal ausgestrichen, als der Schwanz herauskam.

»Jetzt schwamm ich hinter das Aas und schob es vor mir her, bis ich es hoch auf eine Sandbank gebracht hatte. Es sah aus, als wolle es in Stücke fallen, als ich es aus dem Wasser zog. Es war ganz und gar nicht essbar.«

Hier nahm Rube von Neuem den Mund voll Wolfsfleisch und verstummte, bis er es gekaut hatte. Die Leute hatten Interesse an der Geschichte zu fassen begonnen und warteten mit Ungeduld.

Endlich fuhr er fort: »Ich sah die Aasgeier immer noch umherfliegen und frische herankommen. Es fiel mir ein, dass ich meine Klauen an einen von ihnen legen könne. Ich warf mich daher dicht neben dem Kalb nieder und spielte Opossum.

Es dauerte nicht lange, bis die Vögel sich auf die Sandbank niederzulassen begannen, und ein großer Geier an das Aas heranhüpfte. Ehe er wieder forthüpfen konnte, hatte ich ihn an den Beinen.«

»Hurra, gut gemacht! Bei Golly!«

»Das verwünschte Ding stank ebenso arg wie das andere, aber es hieß: Stirb Hund – Aasgeier oder Kalb – und ich zog den Geier also ab.«

»Aßt Ihr es roh, Rube?«, fragte einer aus dem Kreis.

»Wie konnte er es anders essen? Er hatte keinen Funken Feuer und nichts, um eines anzuzünden.«

»Du verdammter Narr!«, rief Rube, indem er sich wütend nach dem, welcher zuletzt gesprochen hatte, umwandte. »Ich könnte Feuer anmachen, wenn auch nicht näher als in

der Hölle, ein Funke zu finden wäre.«

Ein wildes Gelächter folgte diesen entsetzlichen Worten, und es dauerte einige Minuten, ehe der Trapper sich hinlänglich beruhigt hatte, um seine Erzählung fortzusetzen.

»Die übrigen Vögel«, fuhr er endlich fort, »wurden scheu, als sie den alten Geier aufgerieben sahen, und hielten sich auf der anderen Seite des Wassers. Es nutzte nichts, den Spaß noch einmal zu versuchen. Jetzt aber sah ich einen Kojoten das Ufer herabkommen, und einen zweiten dicht hinter ihm, und noch zwei bis drei auf derselben Fährte.

Ich wusste, dass es kein Spaß sein würde, einen von ihnen am Bein zu nehmen, aber ich entschloss mich, es zu versuchen, und legte mich, gerade wie vorher, dicht neben dem Kalb nieder. Es ging nicht, die schlauen Dinger sahen, wie der Stock schwamm, und hielten sich von dem Aas fern. Ich wollte mich unter einem Busch verstecken und begann es auszuführen, als mir plötzlich eine neue Idee in den Kopf kam. Ich sah, dass auf dem Ufer Treibholz genug lag, holte es also herbei, und baute eine Falle um das Kalb. Im nächsten Augenblick hatte ich sechs Stück von dem Ungeziefer darin.«

»Hurra! Jetzt wart Ihr gerettet, Old Nag!«

»Ich nahm ein paar Steine und kletterte dann auf die Falle und tötete die ganze Sippschaft. Gott! Burschen, Ihr habt nie ein solches Schnappen und Knurren, Springen und Kläffen gehört und gesehen, wie ich damals, als ich die Steine auf sie hinabpfefferte! Hihhi! Hohoho!«

Und der geräucherte alte Sünder kicherte vor Freude über die Erinnerung an sein Abenteuer.

»Dann werdet Ihr wohl Bents Fort sicher genug erreicht haben?«

»Ich häutete die Kreaturen mit einem scharfen Stein ab und machte mir eine Art von Hemd und Hose. Ich hatte keine Lust, nackt hereinzukommen und den Leuten im Fort zur Zielscheibe zu dienen. Ich packte genug von dem Wolfsfleisch auf meine Schultern, um Mundvorrat bis dorthin zu haben, und kam in weniger als einer Woche hin.

Bill war selbst da, und Ihr alle kennt Bill Bent – er kennt mich! Ich war keine halbe Stunde im Fort, als ich auch nagelneu in frischen Kleidern steckte und eine neue Büchse hatte, und diese Büchse war der Bauchreißer, welcher jetzt vor Euch ist.«

»Ha, Ihr habt also dort den Bauchreißer bekommen?«

»Ja, dort habe ich ihn bekommen – und er ist eine Büchse – hihhi – hohoho! Nicht lange, nachdem ich sie bekommen hatte, versuchte ich sie – hihhi! – Hohoho!«

Und der alte Bursche begann von Neuem zu kichern.

»Worüber lacht Ihr, Rube?«, fragte einer von seinen Kameraden.

»Hihhi! Worüber ich lache? – Hihhi – hohoho! – Das war doch das Schönste an dem Witz – hihhi! – Hohoho! Worüber ich lache.«

»Ja, sagt es uns, Mann!«

»Nun, ich lache darüber«, antwortete Rube, der wieder etwas ruhig wurde, »ich war keine drei Tage bei Bent, als, – wer denkt Ihr, in das Fort kam ...?«

»Wer – vielleicht die Rapaho?«

»Dieselben Indianer, dieselben Rothäute, die mich auf die Füße gebracht hatten. Sie kamen in das Fort, um mit Bill zu handeln, und ich sah dort sowohl meine alte Stute als auch meine Büchse.«

»Ihr habt sie also zurückbekommen?«

»Das war zu denken. Es waren einige Gebirgsmänner zu jener Zeit dort, und sie hatten keine Lust, dieses Kind umsonst auf die Prärie gehen zu sehen. Dort ist die Kreatur!«

Und Rube deutete auf die alte Stute.

»Die Büchse gab ich Bill und behielt dagegen den Bauchreißer, da sie ein besseres Gewehr war.«

»Ihr habt Euch also mit den Rapaho ausgeglichen?«

»Das hängt davon ab, was Ihr ausgleichen nennen würdet. Seht Ihr diese Kurven hier – die besonders stehenden?«

Und der Trapper deutete auf eine Reihe von kleinen Kurven im Schaft seiner Büchse.

»Ja, ja!«, riefen mehrere.

»Es sind ihrer fünf, nicht wahr?«

»Eins, – zwei – drei – ja, fünf!«

»Das sind Rapaho!«

Rubes Geschichte war zu Ende.

## **Vierzehntes Kapitel**

### **Eine Trapperlist**

Die Leute waren mit Essen fertig und begannen, sich um Seguin zu sammeln und über das, was nun zu tun war, zu deliberieren. Der eine war bereits auf die Felsen hinaufgeschickt, um als Vedette zu agieren und uns zu benachrichtigen, falls Indianer auf der Prärie entdeckt werden sollten.

Wir alle fühlten, dass wir uns noch in einem Dilemma befanden. Der Navajo war unser Gefangener, und wir wussten, dass seine Leute kommen würden, um uns zu suchen. Er war als zweiter Häuptling der Nation eine zu wichtige

Persönlichkeit, um ohne Nachforschungen aufgegeben zu werden. Seine Anhänger – beinahe die Hälfte des Stammes – würden sicherlich zu der Quelle zurückkommen, und wenn sie ihn dort nicht fanden, im Fall sie unsere Fährten auch nicht entdeckten, auf dem Kriegspfad in ihr Land zurückkehren.

Dies musste, wie wir alle einsahen, unseren Zug unausführbar machen, da Dacomas Schar allein schon stärker als die unsere war, und wir, wenn wir in ihren Gebirgsfesten auf sie stießen, keine Aussicht auf Entrinnen haben konnten.

Seguin blieb eine Zeit lang stumm, mit auf den Boden gehefteten Augen, stehen. Er überlegte offenbar einen Plan für sein weiteres Benehmen. Keiner von den Jägern wagte es, ihn darin zu unterbrechen.

»Kameraden!«, sagte er endlich, »dies ist eine unglückselige Tat, aber sie ließ sich nicht vermeiden. Es ist ein Glück, dass es nicht schlimmer kam. So müssen wir aber unsere Pläne ändern. Die Indianer werden sicher nach ihm suchen und ihren Weg bis zu den Navajostädten verfolgen. Was dann? Unsere Gruppe kann weder zu dem Pinnon kommen noch den Kriegspfad an irgendeinem Punkt berühren. Unsere Spuren würden sicher entdeckt werden.«

»Warum können wir nicht direkt zu dem Versteck der Übrigen gehen und dann den Weg über das alte Bergwerk einschlagen? Auf diese Weise treffen wir nicht auf den Kriegspfad.«

Dies wurde von einem der Jäger vorgeschlagen.

»Vaya!«, erwiderte ein Mexikaner. »Wir würden gerade, wenn die Navajo in ihre Stadt gekommen wären, auf sie stoßen. Carajo! Das würde nicht angehen, Amigo! In die-

sem Fall kämen nur wenige von uns zurück, santissima.«

»Wir brauchen nicht auf sie zu stoßen«, meinte der Erste. »Sie werden sich nicht in ihrer Stadt aufhalten, wenn sie finden, dass der Bursche nicht zurückgekommen ist.«

»Es ist wahr«, sagte Seguin, »sie werden nicht dortbleiben, sie werden ohne Zweifel wieder auf den Kriegspfad zurückkehren. Aber ich kenne die Gegend um das Bergwerk.«

»Ich auch – ich auch!«, riefen mehrere Stimmen.

»Es ist kein Wild dort«, fuhr Seguin fort, »wir haben keine Mundvorräte, und es ist daher unmöglich, dass wir auf jenen Weg gehen.«

»Wir könnten es nicht tun.«

»Wir würden verhungern, ehe wir durch die Mimbres gekommen wären.«

»Es gibt dort kein Wasser.«

»Nein, bei Gott! Nicht genug, um einen Trunk für eine Sandratte zu geben.«

»Wir müssen dann in diesem Fall unsere Chancen versuchen«, sagte Seguin. Hier hielt er nachdenklich und mit düsterer Miene inne. »Wir müssen über den Kriegspfad gehen«, fuhr er fort, »und im Prieto hinaufreiten, oder – das Unternehmen aufgeben!«

Das Wort *Prieto* schärfte im Gegensatz zu dem Ausdruck *das Unternehmen aufgeben* den erfinderischen Verstand der Jäger, und es wurde ein Plan nach dem anderen vorgeschlagen. Alle endeten aber mit der Unwahrscheinlichkeit – sogar mit der Gewissheit – dass, wenn wir sie befolgten, unsere Fährte von den Indianern entdeckt und wir verfolgt werden würden, ehe wir an den Rio del Norte zurückkommen konnten. Es wurde daher einer nach dem anderen ver-

worfen.

Während dieser ganzen Diskussion hatte der alte Rube kein Wort gesagt. Der ohrenlose Trapper saß auf der Prärie und zog mit seinem Bowiemesser Linien, welche der Plan eines Festungswerks zu sein schienen.

»Was tut Ihr da, Old Nag?«, fragte einer von seinen Kameraden.

»Ich höre nicht mehr so gut, seit ich in diese verwünschte Gegend gekommen bin. Aber ich dachte, dass ich einen von euch sagen gehört hätte, dass wir nicht über den Apache gehen könnten, ohne in zwei Tagen verfolgt zu werden. Das ist eine verdammte Lüge!«

»Wie wollt Ihr das beweisen, Old Nag?«

»Still, Mann! Eure Zunge wedelt wie der Biberschwanz zur Flutzeit.«

»Könnt Ihr irgendeine Weise vorschlagen, auf die es sich tun lässt, Rube? Ich gestehe, dass ich keinen kenne.«

Als Seguin dies sagte, wendeten sich aller Augen auf den Trapper.

»Ei, Cap'tain! Ich kann Euch meine Idee von der Sache geben. Sie mag recht sein oder nicht, aber wenn sie befolgt wird, so spürt uns in der nächsten Woche weder ein Apache noch ein Navajo auf. Wenn sie es tun, so mögt Ihr meine Ohren abschneiden!«

Dies war ein Lieblingsswitz Rubes; und die Jäger lachten. Selbst Seguin konnte sich eines Lächeln nicht enthalten, als er ihn zum Fortfahren aufforderte.

»Erstens«, sagte Rube, »werden sie in weniger als zwei Tagen jenem Burschen nicht nachkommen.«

»Wie könnt Ihr das beweisen?«

»Auf diese Art: Ihr seht, er ist nur der zweite Häuptling

und sie können sich ohne ihn gut genug behelfen. Aber das ist es nicht. Der Indianer hat seinen weißen Bogen vergessen. Nun wisst Ihr alle so gut wie ich, dass das in den Augen der Indianer eine große Schande ist.«

»Darin habt Ihr recht, Nag!«, bemerkte einer.

»Nun, das ist so ein Gedanke von diesem alten Waschbär, seht Ihr, aber es ist ebenso deutlich wie Pikes Pik, dass er fortgegangen ist, ohne einem von den Übrigen eine Silbe davon zu sagen. Er wird sie es nicht wissen gelassen haben, wenn er es vermeiden konnte.«

»Das ist wahrscheinlich«, sagte Seguin. »Fahrt fort, Rube.«

»Nun ferner«, fuhr der Trapper fort, »will ich eine hohe Wette eingehen, dass er ihnen den Befehl gegeben hat, ihm nicht zu folgen, weil er fürchtete, dass jemand von ihnen sehen könnte, wohin er gegangen ist. Wenn er gedacht hätte, dass sie es wüssten oder vermuteten, so würde er einen anderen geschickt haben, und nicht selbst gekommen sein – das würde er getan haben!«

Dies war alles wahrscheinlich genug, und bei der Kenntnis, die die Skalpjäger von dem Charakter der Navajo besaßen, glaubten sie alle, dass es so sei.

»Ich bin vollkommen sicher, dass sie zurückkommen werden«, fuhr Rube fort. »Seine Hälfte des Stammes wenigstens, aber es wird volle drei Tage dauern und ziemlich auch den vierten, ehe sie an dem Pinnon Wasser trinken.«

»Aber sie würden einen Tag darauf unsere Fährte erblicken.«

»Wenn wir dumm genug wären, sie diese sehen zu lassen, so würden sie es tun.«

»Wie können wir das verhindern?«, fragte Seguin.



»Das ist ebenso leicht wie das Fällen eines Baums.«

»Wie? Wie?«, fragten mehrere zugleich.

»Indem wir sie auf eine andere Spur setzen, seht Ihr das nicht?«

»Ja, aber auf welche Weise können wir das ausführen ...?«, fragte Seguin.

»Nun, Cap'tain, Euer Sturz hat Euch wahrhaftig betäubt! Von den anderen Dummköpfen würde es mich nicht wundern, wenn sie nicht auf den ersten Blick sehen, wie wir das ausführen können.«

»Ich gestehe, Rube«, antwortete Seguin lachend, »dass ich nicht wahrnehme, wie wir sie irreleiten können.«

»Nun denn«, fuhr der Jäger mit einem Lächeln der Zufriedenheit über seine eigene Prärieschlaueheit fort, »dieses Kind wird Euch sagen, wie Ihr sie auf eine Fährte bringen könnt, die sie in die Hölle führt.«

»Hurra, Old Nag!«

»Seht Ihr den Köcher auf dem Rücken des Indianers?«

»Ja, ja«, riefen mehrere Stimmen.

»Er wird wohl so ziemlich mit Pfeilen angefüllt sein?«

»Das wird er – nun weiter!«

»Nun, dann mag einer von uns auf dem Mustang des Indianers oder auf irgendeinem anderen Pferd, das die gleichen Spuren macht, auf den Weg, den die Apachen genommen haben, reiten, und diese Dinger mit der Spitze nach Süden einstecken. Wenn die Navajo diesen Weg nicht nehmen, bis sie zu den Apachen kommen, so könnt Ihr meinen Skalp für ein Primchen vom schlechtesten Kentuckytabak haben.«

»Das wird sie irreleiten!«

»Viva, er hat recht! Er hat recht! Ein Hurra für den alten

Rube!« Eine Menge Ausrufe wurden von den Jägern ausgestoßen.

»Es ist nicht nötig, dass sie wissen, weshalb er diesen Weg genommen hat. Sie werden seine Pfeile kennen – das ist genug. Wenn sie mit ihren Fingern in der Fleischfalle zurückkommen, so werden wir ihnen weit genug voraus sein, um von der Hölle bis Hockersack kommen zu können.«

»Ja, das werden wir, bei Golly!«

»Die Bande«, fuhr Rube fort »braucht, gar nicht an die Pinnonquelle zu kommen. Sie kann höher nach dem Gila zu über den Kriegspfad gehen, und uns auf der anderen Seite des Gebirges treffen, wo es eine Menge von Wild gibt. Ich wette darauf, dass Büffel genug in der Gegend der alten Mission herumlaufen. Dort müssen wir jedenfalls hingehen. Wir haben keine Hoffnung, diesseits derselben auf Büffel zu stoßen, seitdem sie die Indianer verscheucht haben.«

»Das ist wahr genug«, sagte Seguin. »Wir müssen über das Gebirge, ehe wir erwarten können, auf Büffel zu treffen. Die indianische Jagd hat sie von den Llanos vertrieben. Nun kommt! Wir wollen sogleich ans Werk gehen. Wir haben bis zum Sonnenuntergang noch zwei Stunden. Was wollt Ihr zuerst tun, Rube? Ihr habt uns den Plan gegeben – ich verlasse mich in Bezug auf die Details ganz auf Euch.«

»Nun, meiner Ansicht nach, Cap'tain, ist das Erste, einen Mann, so gerade er galoppieren kann, zu der Stelle, wo die anderen versteckt sind, zu schicken. Er mag sie über den Indianerweg bringen.«

»Wo sollen sie ihn überschreiten?«

»Etwa zwanzig Meilen von hier, nördlich ist ein trockener Bergrücken mit einer Menge von lockeren Steinen. Wenn

sie dort hinübergehen, wie sie es sollten, so brauchen sie keine starken Fährten zu machen. Ich könnte eine Karawane von Bentswagen hinüberführen, dass selbst der taube Smith ihnen nicht folgen sollte – ich könnte es!«

»Ich werde sogleich einen Mann losschicken. Hier Sanchez, Ihr habt ein gutes Pferd und kennt die Gegend. Es ist nicht weiter als zwanzig Meilen bis zu der Stelle, wo sie versteckt sind. Bringt sie an den Bergrücken hin und behmt Euch vorsichtig, wie Ihr gehört habt. Ihr werdet uns jenseits der Nordspitze des Gebirges finden. Ihr könnt die ganze Nacht reiten und am frühen Morgen bei uns sein. Los jetzt – Vamos!«

Der Torrero suchte, ohne weitere Antwort, sein Pferd auf der Prarie, sprang in den Sattel und ritt im vollen Galopp nach Nordwesten ab.

»Es ist ein Glück«, sagte Seguin, indem er ihm einige Augenblicke nachsah, »dass sie hier den Boden zerstampft haben, sonst würden die Fährten von unserem letzten Gefecht jedenfalls die Verräter gespielt haben.«

»Damit hat es keine Gefahr. Wenn wir aber von hier abreiten, Cap'tain, so dürfen wir ihrer Fährte nicht folgen, sie würden unsere rückwärts gerichteten Spuren bald erkennen. Wir tun am besten, uns dort auf den lockeren Steinen zu halten.«

Rube deutete zu dem Geröll, welches sich nördlich und südlich am Fuß des Bergrückens erstreckte.

»Ja, das soll unser Weg sein. Wir können diese Stelle verlassen, ohne Spuren zu machen. Was weiter?«

»Das Nächste ist nun, uns jener Maschine dort zu entledigen.« Der Trapper deutete in die Richtung, wo das Skelett lag.

»Sehr wahr! Das hatte ich vergessen. Was wollen wir damit tun?«

»Es begraben ...!«, riet der eine.

»Pah! Es verbrennen!«, rief ein anderer.

»Ja, das ist das Beste«, sagte ein Dritter.

Der letzte Vorschlag wurde angenommen.

Das Skelett wurde herbeigebracht, die Blutflecken sorgfältig von dem Felsen gerieben – der Schädel mit einem Tomahawk zersplittert und die Knochen in Stücke zerbrochen. Die ganze Masse wurde hierauf in das Feuer geworfen und durch zahlreiche, bereits in der Asche glimmende Büffelknochen gestampft. Nur ein Anatom hätte die Gegenwart eines menschlichen Gerippes erkennen können.

»Nun Rube, die Pfeile!«

»Wenn Ihr das mir und Bill Garey überlassen wollt, so denke ich, dass wir beide sie so einstecken können, dass alle Indianer in der Gegend getäuscht werden sollen. Wir werden etwa vier Meilen weit gehen müssen. Aber wir sind wieder da, ehe Ihr die Flaschen gefüllt und euren Plunder zum Fortreiten in Ordnung gebracht habt.«

»Schon gut, – nehmt die Pfeile!«

»Vier sind für uns genug«, sagte Rube, indem er diese Zahl aus dem Köcher nahm. »Behaltet die Übrigen, wir werden noch mehr Wolfsfleisch brauchen, ehe wir aufbrechen. Es gibt keinen Schwanz von etwas anderem, bis wir dort um jene Berge sind. Bill, wirf deine hässlichen Beine über jenen Navajomustang. Er ist ein hübsches Pferd, aber ich würde meine alte Stute nicht um eine ganze Herde solcher hingeben. Gebt uns eine von den schwarzen Federn.«

Hier zog der alte Trapper eine von den Straußenfedern aus dem Helm des Indianerhäuptlings und fuhr fort:

»Jungs, nehmt Euch der alten Stute an, bis ich wiederkomme, und lasst sie nicht ausreißen, hört Ihr? Ich brauche eine Decke. Sprecht nicht alle zugleich.«

»Hier Rube, hier!«, riefen einige, indem sie ihm ihre Decken hinhielten.

»Eine ist genug. Wir brauchen drei: die Bills, die meine und noch eine. Hier Bill, nimm sie vor dich. Jetzt reite dreihundert Schritt weit, oder so, auf dem Apachenweg hinaus, und dann halte an. Schlage nicht den betretenen Weg ein, sondern halte dich an der Seite. Galoppiere und sei verdammt!«

Der junge Jäger gab dem Mustang die Peitsche und ritt im vollen Galopp auf dem Apachenweg dahin.

Als er etwa dreihundert Schritt gekommen war, machte er Halt, um weitere Weisung von seinem Kameraden zu erwarten.

Der alte Rube nahm zu gleicher Zeit einen Pfeil, befestigte eine Straußenfeder an die Spitze und steckte ihn auf eine von den aufrechten Stangen, welche die Indianer auf den Lagerplätzen hatten stecken lassen. Er war so gerichtet, dass die Spitze südlich auf den Apachenweg deutete und mit seiner schwarzen Feder so auffallend, dass jeder von den Llanos Kommende ihn sehen musste.

Sobald dies geschehen war, folgte der alte Trapper seinem Kameraden zu Fuß, wobei er sich weit von dem Weg abhielt und seine Fährten mit großer Vorsicht machte. Als er Garey erreichte, steckte er einen zweiten Pfeil ebenfalls mit nach Süden gerichteter Spitze, sodass er von dem Ersten aus gesehen werden konnte, in den Boden.

Garey galoppierte hierauf auf dem Weg vorwärts, während Rube in die offene Prärie ging und damit in paralleler

Richtung vorschritt. Nachdem Garey zwei bis drei Meilen geritten war, verzögerte er seinen Schritt und versetzte den Mustang in einen langsamen Gang. Eine Meile weiter hielt er von Neuem und ließ sein Pferd auf dem betretenen Weg stehen.

Jetzt kam Rube herbei, und breitete die drei Decken der Länge nach in westlicher Richtung auf den Boden. Garey stieg ab und führte das Tier leise über die Decken. Da seine Füße zu gleicher Zeit auf zweien ruhten, wurde die Hinterste jedes Mal aufgehoben und vor die Vorderste gelegt und dies so lange wiederholt, bis sie den Mustang etwa hundertfünfzig Schritt weit in die Prärie hinaus gebracht hatten.

Nun hob Garey die Decken auf und begann langsam am Fuß des Berges zurückzureiten, während Rube wieder auf die Fährte zurückkehrte, und einen dritten Pfeil an der Stelle einsteckte, wo sich der Mustang davon getrennt hatte.

Hierauf begab er sich wieder südlich weiter. Es war noch immer nötig, um die Sache doppelt sicher zu machen.

Als er etwa eine Meile weit gegangen war, sahen wir ihn sich über den Weg beugen, sich wieder erheben, zu dem Fuß des Berges hinübergehen und dem von seinem Gefährten eingeschlagenen Pfad folgen. Das Werk war geschehen, die Wegweiser gesetzt! Die List war vollendet!

El Sol war unterdessen geschäftig gewesen. Mehrere Wölfe waren getötet und abgezogen und das Fleisch in ihre Felle gepackt worden. Die Kürbisflaschen waren gefüllt, unser Gefangener auf ein Maultier gebunden worden, und wir warteten auf die Rückkehr der Trapper.

Seguin hatte beschlossen, zwei Mann als Wache an der Quelle zurückzulassen. Sie sollten ihre Pferde auf dem Fel-

sen halten und sie mittelst des Maultiereimers mit Wasser versehen, damit keine frische Fährte an die Quelle käme. Der eine hatte den Auftrag, beständig auf einer Höhe zu bleiben und die Prärie mit dem Fernrohr zu beobachten. Auf diese Weise konnten sie die zurückkehrenden Navajo zeitig genug erkennen, um selbst unbemerkt am Fuß des Berges zu entkommen.

Dann sollten sie an einer zehn Meilen nach Norden gelegenen Stelle haltmachen, wo sie immer noch die Aussicht auf die Ebene hatten. Dort waren sie beauftragt, zu bleiben, bis sie gewiss waren, welche Richtung die Indianer einschlugen, nachdem sie die Quelle verlassen hatten, und darauf selbst vorwärts zu eilen und mit ihren Nachrichten zu unserer Gruppe zu stoßen.

Alle diese Anordnungen waren bald getroffen, als Rube und Garey herankamen. Wir stiegen auf unsere Pferde und ritten auf einem Umweg zum Fuß des Berges. Bei der Annäherung an denselben, fanden wir den Weg mit lockeren Felsstücken bestreut, auf denen die Hufe unserer Tiere keine Spuren zurückließen. Wir ritten darauf in nördlicher Richtung und in beinahe paralleler Linie mit dem Kriegspfad vorwärts.

Ende des zweiten Teils

